



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

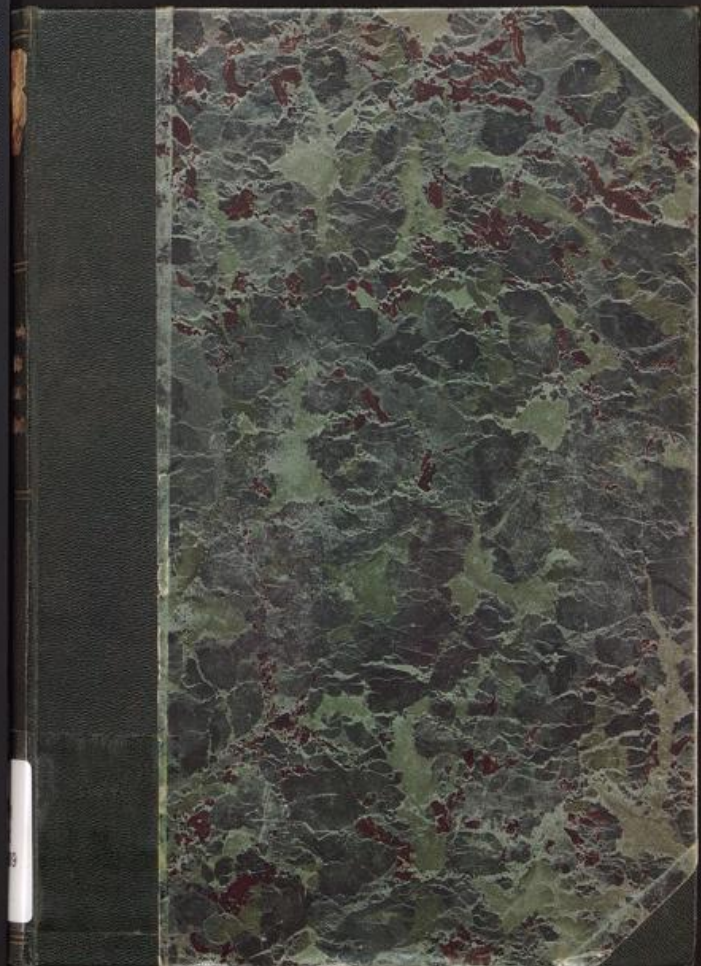
Deutsche Kolonialwirtschaft

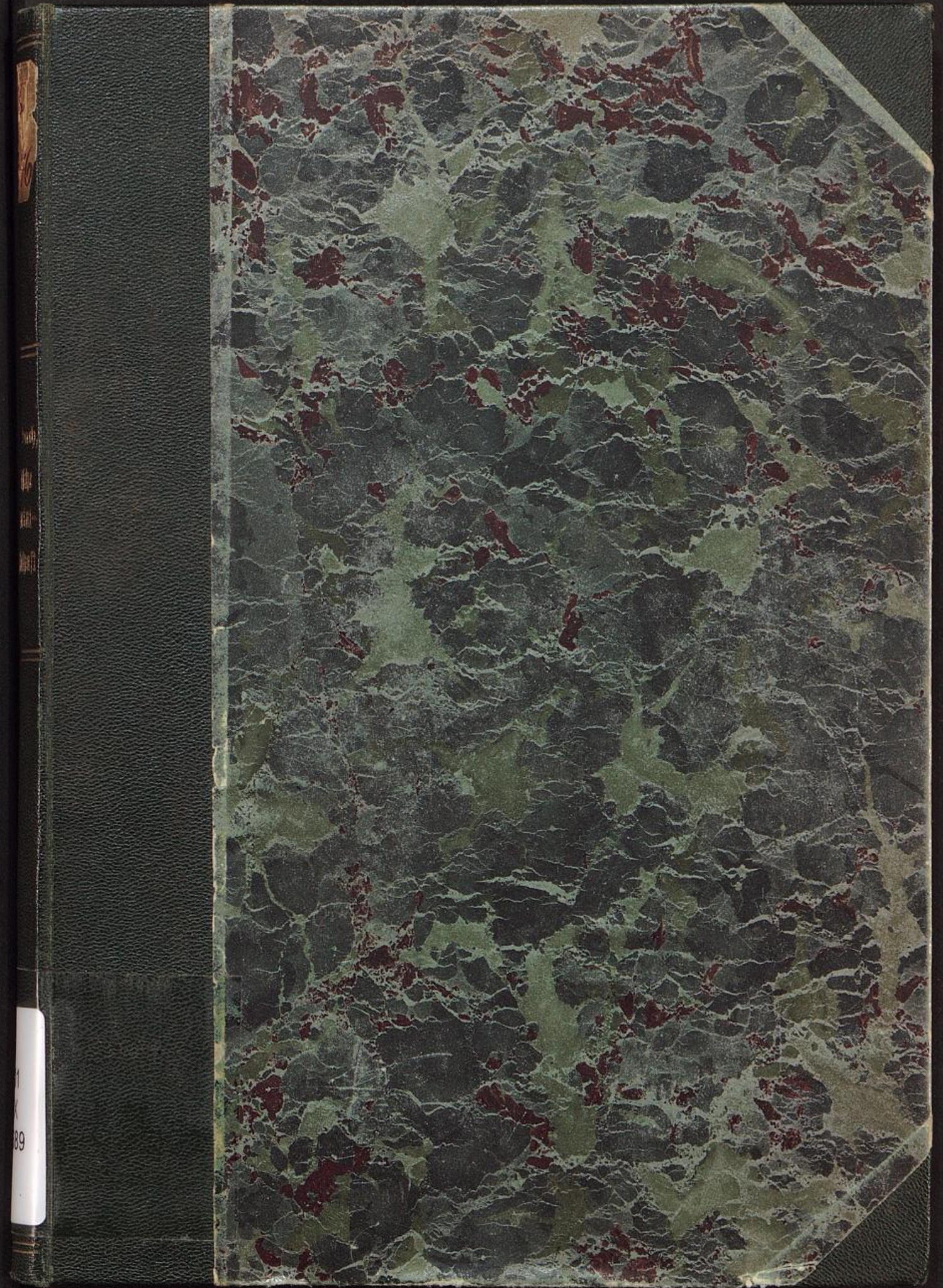
Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen

Rohrbach, Paul

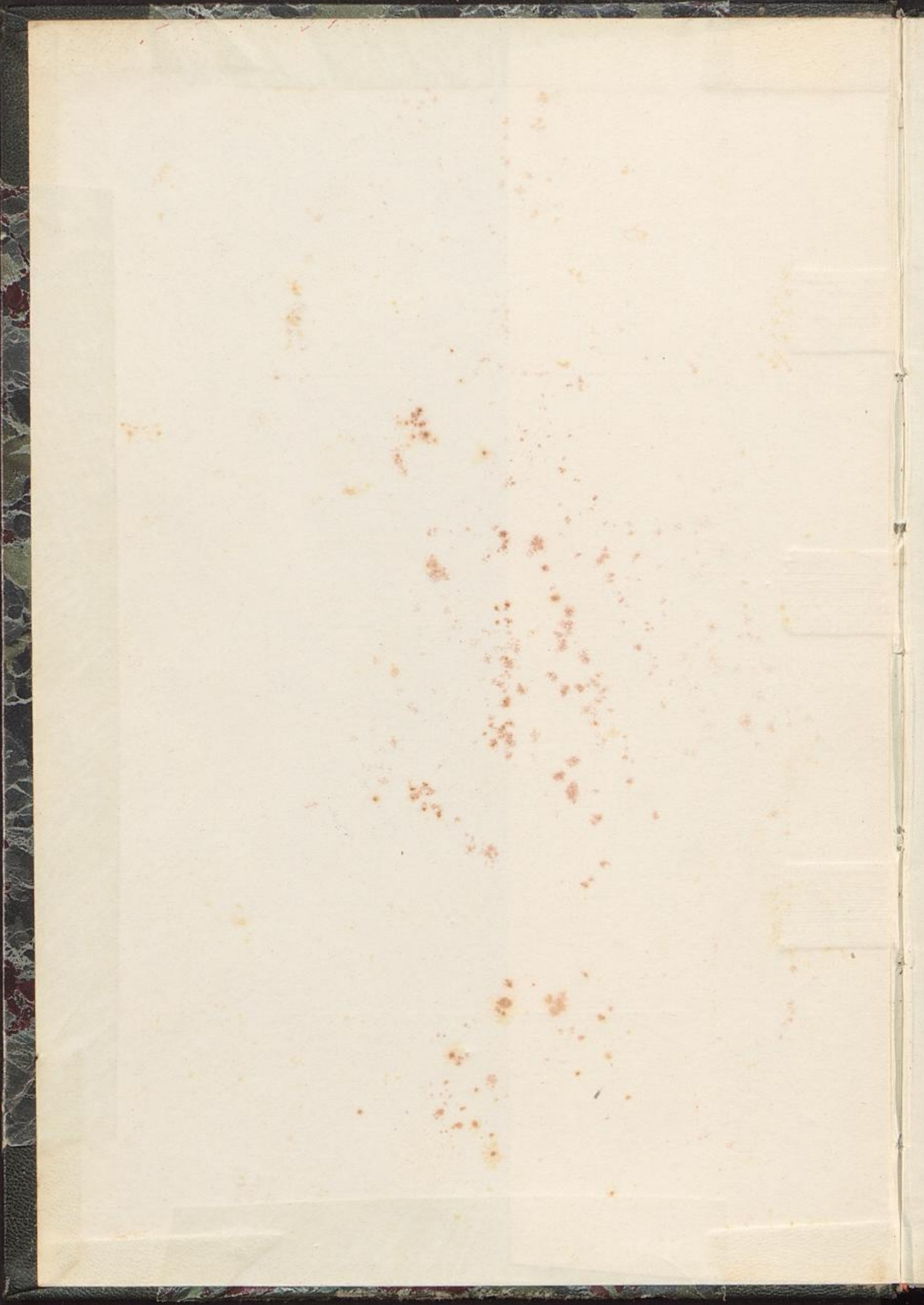
Berlin-Schöneberg, 1909

urn:nbn:de:gbv:46:1-13727





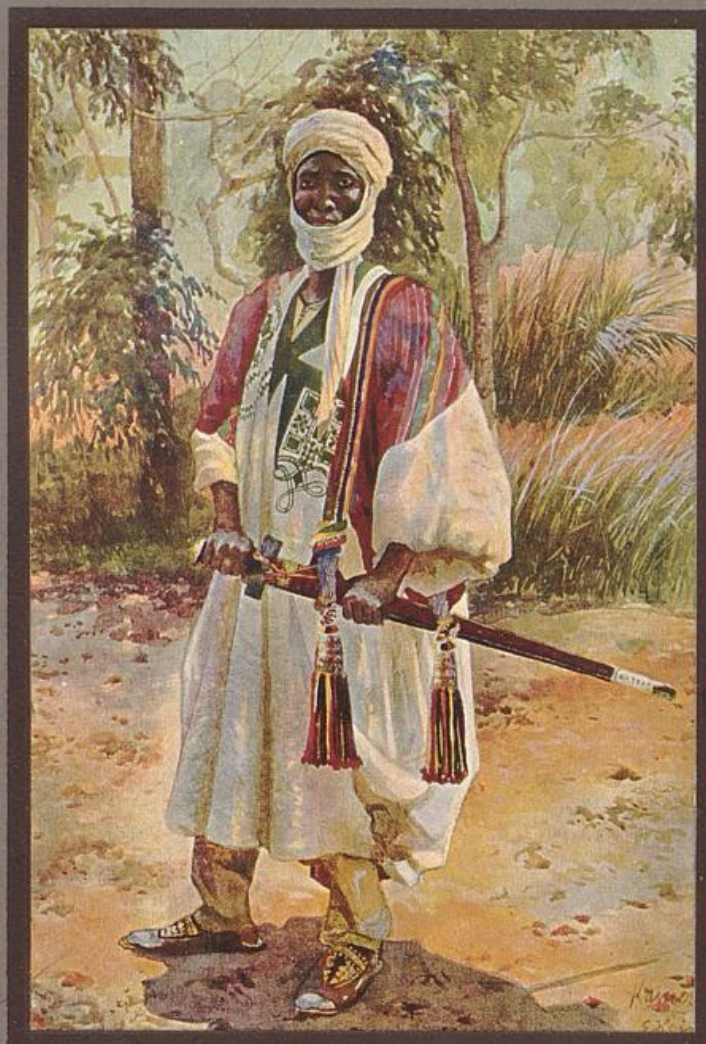
89



IX . c . 3346 .

8346

Dr. Paul Rohrbach
Deutsche
Kolonialwirtschaft



Kulturpolitische Grundsätze für
die Rassen- und Missionsfragen



插畫



Die „Gelbe Gefahr“.

SUB Bremen



01.X.8689

Deutsche Kolonialwirtschaft

Kulturpolitische Grundsätze für die
Rassen- und Missionsfragen

von Lic. Dr. Paul Rohrbach

VX. c. 3346



1909

Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg.

Den Reisegefährten vom Chinesischen
Meer zum Kilimandscharo Dr. Otto
Junghann und Frau Margarete
Junghann zur freundlichen Erinne-
rung gewidmet vom Verfasser

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Dorwort	VII
Einleitung: Abgrenzung des Stoffes durch das nationale Moment	8
Erstes Kapitel: Das nationale Kulturprinzip in unsern afrikanischen Kolonien.	
Die Minderwertigkeit des schwarzen afrikanischen Rassentypus im Vergleich zu den Weißen	10
Eingeborenenpolitik als Eingeborenenutzung	19
Südafrikanische Eingeborenen- und Wirtschaftspolitik	22
Moralische Begründung des besseren Rechts der Weißen	27
Wirtschaftsmethodische Fragen	32
Das nationale Nutzungsprinzip in den Tropenkolonien	34
Nutzungsmethoden, Besiedelung, Plantage, Eingeborenenkultur	43
Produktions- und Arbeitszwang	51
Zusammenfassung	60
Zweites Kapitel: Deutsch-chinesische Kulturpolitik	
Nationale Kulturpolitik in Afrika und Ostasien	65
Das chinesische Problem bis zum russisch-japanischen Kriege	67
Chinas Wendung zur Reform	69
Chinesische Rasse und Kultur	72
Bedeutung der Unterrichtsfrage für die chinesische Reform.	
Englische und amerikanische Anstregungen	74
Deutsch-chinesische Hochschule in Tsingtau	82
Chinesische Verfassungsreform	83
Unser Programm in China	85
Drittes Kapitel: Nationale Kulturpolitik und Mission	
Das innere Recht der christlichen Missionstätigkeit	86
Irrtümliche Prinzipien und schiefe Praxis in der Negermission	89
Die südafrikanischen Verhältnisse	92
Nužanwendung auf unsere Tropenkolonien	96
Notwendigkeit des Autoritätsprinzips gegen inferiore Rassen	97
Das Christentum gegenüber der ostasiatischen Kultur	105
Chinesische Ethik und Religion	107
Falsche und richtige Missionspraxis in China	110
Deutsche Kulturmission in China	114

Vorwort

Die nachstehende Arbeit bildet den Einleitungsband für meine „Deutsche Kolonialwirtschaft“, den ich in der Vorrede zum 1. Bande („Südwestafrika“) S. VIII. bereits angekündigt habe. Sie behandelt diejenigen Fragen zur Eingeborenen-, Missions- und allgemeinen Kulturpolitik, die für uns in Afrika und Ostasien grundlegend in Betracht kommen. Zu der äußeren Entstehung des Bandes möchte ich noch das Folgende bemerken. Während ich in Südwestafrika als Kolonialbeamter in höherer Stellung war, erhielt ich von der Redaktion der im Reichsmarineamt herausgegebenen Marine-Rundschau die Aufforderung, mich in dieser Zeitschrift über die Frage zu äußern, auf

Berichtigung!

Durch ein Versehen wurden die Vorwortseiten dieses Buches in die Seitenziffern des Inhaltsverzeichnisses mit hineingezählt. Beim Gebrauch der Inhaltsangabe sind von jeder Seitenzahl 8 abzuziehen. Der Verlag.

in den Kolonien Eingeborenenpolitik gegenseitig bedingten. Die starke politische Angelegenheiten, namentlich für die Schadensfeststellung nach dem Herero- und Namawicklung der Grundgedanken u beschränken. Der Aufsatz wurde in der Marine-Rundschau, im Februarheft 1907, unter dem Titel „Siedelung und Wirtschaft der Weißen in Afrika“ veröffentlicht. Nach meiner Rückkehr aus Afrika wurde ich von der „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung“ in Berlin ersucht, innerhalb des von dieser Gesellschaft im Winter 1907/08 veranstalteten Zyklus einen Vortrag über das Thema „Die Eingeborenenpolitik der europäischen Kolonialmächte in Afrika“ zu halten. Dieser Vortrag erschien darnach im Druck in den Preussischen Jahrbüchern, im Februarheft 1908. Auch bei dieser Gelegenheit war es wegen der notwendigen äußeren Begrenzung in der Ausarbeitung eines solchen Vortrages nicht möglich, den Gegenstand nach allen Seiten hin zu skizzieren. Im Frühling und Sommer 1908 unternahm ich dann im Auftrage der Preussischen Jahrbücher eine Studienreise nach China, speziell nach Tjingtau und dem weiteren Hinterlande unseres Schutzgebiets, woran sich

Vorwort

Die nachstehende Arbeit bildet den Einleitungsband für meine „Deutsche Kolonialwirtschaft“, den ich in der Vorrede zum 1. Bande („Südwestafrika“) S. VIII. bereits angekündigt habe. Sie behandelt diejenigen Fragen zur Eingeborenen-, Missions- und allgemeinen Kulturpolitik, die für uns in Afrika und Ostasien grundlegend in Betracht kommen. Zu der äußeren Entstehung des Bandes möchte ich noch das Folgende bemerken. Während ich in Südwestafrika als Kolonialbeamter in höherer Stellung war, erhielt ich von der Redaktion der im Reichsmarineamt herausgegebenen Marine-Rundschau die Aufforderung, mich in dieser Zeitschrift über die Frage zu äußern, auf welche Weise sich in unseren afrikanischen Kolonien Eingeborenenpolitik und natürliche Wirtschaftsverhältnisse gegenseitig bedingten. Die starke Inanspruchnahme meiner Zeit durch dienstliche Angelegenheiten, namentlich durch die Leitung der Kommission für die Schadensfeststellung und die Entschädigung der Ansiedler nach dem Herero- und Namaufstande, nötigte mich damals, die Entwicklung der Grundgedanken des Themas auf das Notwendigste zu beschränken. Der Aufsatz wurde in der Marine-Rundschau, im Februarheft 1907, unter dem Titel „Siedelung und Wirtschaft der Weißen in Afrika“ veröffentlicht. Nach meiner Rückkehr aus Afrika wurde ich von der „Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung“ in Berlin ersucht, innerhalb des von dieser Gesellschaft im Winter 1907/08 veranstalteten Zyklus einen Vortrag über das Thema „Die Eingeborenenpolitik der europäischen Kolonialmächte in Afrika“ zu halten. Dieser Vortrag erschien darnach im Druck in den Preussischen Jahrbüchern, im Februarheft 1908. Auch bei dieser Gelegenheit war es wegen der notwendigen äußeren Begrenzung in der Ausarbeitung eines solchen Vortrages nicht möglich, den Gegenstand nach allen Seiten hin zu skizzieren. Im Frühling und Sommer 1908 unternahm ich dann im Auftrage der Preussischen Jahrbücher eine Studienreise nach China, speziell nach Tjingtau und dem weiteren Hinterlande unseres Schutzgebiets, woran sich

ein Aufenthalt in Peking und einige Bemühungen zur Beschäftigung mit den wichtigsten Teilen des gegenwärtigen chinesischen Problems nach der prinzipiellen Seite hin schlossen. Die Ergebnisse hiervon sind in den Preussischen Jahrbüchern und darnach im Sonderdruck unter dem Titel „Deutsch-Chinesische Studien“ veröffentlicht worden; sie sind vorwiegend historisch-politischer und wirtschaftlicher Natur. Die Frage einer systematischen deutschen Kulturpolitik in China behandeln sie auch, ohne jedoch auf das Moment der Rassenverschiedenheit und auf die Beziehungen zwischen nationaler Kulturpolitik und fremder Rasseneigenart besonders einzugehen. Dazu kommt, daß es mir an keiner der drei genannten Stellen möglich war, auf eine sehr wichtige und unmittelbar in den Zusammenhang des Themas der kulturpolitischen Grundsätze im Gebiet fremder Rassen hineingehörige Frage so einzugehen, wie es wünschenswert gewesen wäre: auf die Aufgabe der christlichen, namentlich der evangelischen Mission in unseren Kolonien und in einigen besonders gearteten kulturellen Interessensphären über See. Das wichtigste dieser Gebiete ist China. An sich würde außerdem auch noch die Behandlung unserer nationalen Kulturaufgaben im Gebiet des muhammedanischen Orients hier hinein gehören, aber nach dieser Richtung hin glaube ich an anderer Stelle bereits das Nötigste gesagt zu haben. *) Ich darf also wohl auf die dort gegebenen Ausführungen verweisen. Über die Aufgabe und Bedeutung der Mission in China speziell unter dem Gesichtspunkt der deutschen Interessen habe ich auf Wunsch der Redaktion der Christlichen Welt dortselbst in Nr. 16 und 17 (15. und 22. April) dieses Jahres einiges geschrieben.

Diese drei Arbeiten, der Artikel in der Marine-Rundschau von 1907, der Vortrag in der Staatswissenschaftlichen Vereinigung von 1908 und die Artikel in der Christlichen Welt, bilden teilweise auch die äußeren Grundlagen der hier vorliegenden Schrift, in der ich versucht habe, die seinerzeit fragmentarisch gebliebenen Darlegungen soweit zu vervollständigen und abzurunden, daß sich ein wenigstens

*) In meinem Buche „Deutschland unter den Weltvölkern“. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der Hilfe. 2. Auflage 1908.

in den Grundzügen einheitlich durchgeführtes Gesamtbild unserer kulturpolitischen Aufgaben in denjenigen beiden Gebieten fremder Rassen, die für uns praktisch am meisten in Betracht kommen, ergibt.

Wenn in diesem Buch, das zu einer Serie „Deutsche Kolonialwirtschaft“ den Einleitungsband bildet, in einem besonderen Kapitel von der deutschen Kulturaufgabe in China die Rede ist — an sich hätte ja, wie bemerkt, auch ein großer Teil Vorderasiens hineingehört — so wird am Ende für gewisse Beurteiler auch das noch zu betonen nicht überflüssig sein, daß damit wirklich nicht China in seiner ganzen Größe als Objekt für deutsche „Kolonialwirtschaft“ empfohlen werden soll. Es will das vielmehr nur besagen, daß im nahen Orient wie in Ostasien eine besonders geartete überseeisch-kulturpolitische Aufgabe für uns Deutsche vorliegt, die ihrem inneren Verständnis nach mit den Problemen zusammengehört, die uns Wirtschaftsgründung, Rasse, Kulturstand, Mission in unseren wirklichen Kolonialgebieten aufgeben. China gegenüber gewinnt diese Tatsache dadurch noch ein besonders konkretes Aussehen, daß wir Kiaotschou besitzen.

Ein besonderer Dank gebührt von meiner Seite noch dem Verlag für das Entgegenkommen in der Ausstattung des Buches. Das Deckelbild, ein kameruner Haussa, ist nach einem Aquarell des Kolonialmalers Ernst Manny Heims in den Farben des Originals reproduziert. Das Vorsatzbild vor dem Titel stellt eine jungchinesische politische Zeichnung aus einer Pekingener Zeitung (1908) vor: „Das längste Ding der Welt.“ Es ist der chinesische Zopf. Alle 150 Millionen chinesischer Zöpfe zusammengefügt, würden die Erdkugel mehrmals umschlingen. Der politische Sinn des Bildes ist der, daß China, sobald es erwacht und sich das Zeichen des Rückschritts und der reaktionären Mandschu-Fremdherrschaft, den Zopf, abschneidet, der ganzen Welt mächtig werden würde.

Berlin-Friedenau, Juli 1909.

Paul Rohrbach.

IX

Einleitung

Nationale Kulturpolitik entspringt aus einer durch nationale Begriffe bestimmten Auffassung der Kulturprobleme und Kulturaufgaben überhaupt. Das Gegenteil des nationalen Kulturprinzips ist das weltbürgerliche. Dieses hat an seinem Orte sein zweifelloses Recht, in demselben Sinne, in dem alle großen Menschheitsfragen eine Behandlung nicht nur in nationalem sondern auch in universalem Sinne verlangen, wenn anders die Idee der sittlichen Einheit unserer Zivilisation im höchsten Sinne gewahrt bleiben soll. An dieser zu rütteln, wird aber niemandem einfallen, der eine Vorstellung vom Wesen des sittlichen Prinzips besitzt.

Die vorliegende Arbeit hat es indes nicht mit der universalistischen, sondern mit einer nationalen Seite der allgemeinen Kulturfrage zu tun. Außerdem geht sie noch von einem zweiten Gesichtspunkt aus, nämlich dem, daß sehr große und tiefgreifende Unterschiede zwischen einzelnen Rassen des Menschengeschlechts vorhanden sind, und daß die Existenz dieser Unterschiede notwendig in den Mitteln und Wegen zum Ausdruck kommen muß, die unsere nationale Kulturpolitik in denjenigen Betätigungsgebieten einzuschlagen hat, wo es sich für uns um das Zusammentreffen mit fremden Rassen handelt. Betätigungsgebiet für die aktive Vertretung aller Prinzipien unserer nationalen Kultur ist im weitesten Sinne natürlich die ganze Welt. Überall dort, wo ein Deutscher, der eine Vorstellung von den besonderen Werten seines nationalen Kulturbesitzes in sich trägt, hinkommt, soll er sich grundsätzlich auch als ein von der Gesamtheit der Nation beauftragter und der Nation verantwortlicher Vertreter des eigenen nationalen Wesens gegenüber dem fremden in seiner Umgebung fühlen. Die Tatsache z. B., daß bei den angelsächsischen

Nationen jeder einzelne Volksangehörige sich dieser Aufgabe und dieser Verantwortung in ausgezeichneter Weise bewußt ist, enthält recht eigentlich den Grund für die gewaltigen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Erfolge dieser Völker, und umgekehrt ist es für uns Deutsche nicht nur moralisch beschämend, sondern es gefährdet auch unsere Zukunft auf der Welt in hohem Grade, daß bei uns daheim und in der Fremde noch so wenig davon zu spüren ist. An dieser Stelle aber ist es nicht unsere Absicht, die Frage des Nationalgefühls und der nationalen Pflichten und Rechte im Verhältnisse zur nationalen Kultur im allgemeinen zu behandeln, sondern wir wollen hier erstens von einigen grundsätzlichen und praktischen Problemen dieser Art reden, die auf dem Gebiet unserer Kolonialpolitik liegen, und darnach von unserer Interessenvertretung in einem für uns besonders wichtigen überseeischen Gebiet, wo gerade im gegenwärtigen Moment die Frage des Verhältnisses der Rassen und Kulturen besonders akut geworden ist, d. h. im östlichen Asien. Sowohl hier als auch in unseren Kolonien in Afrika und in der Südsee verbindet sie sich naturgemäß auf das engste mit dem Problem der verschiedenen Menschenrassen an sich und mit dem des Verhältnisses zwischen Rasse und Kultur-entwicklung oder Kulturbegabung. Diejenige Periode in der Entwicklung unserer historischen und ethnologischen Erkenntnis, wo man unter dem Einfluß des theoretischen Aufklärungsideals und des Mangels an exaktem Beobachtungsmaterial die Idee eines prinzipiell gleichwertigen Menschentums ohne Rücksicht auf die Rasse für ein Erfordernis wahrer Bildung und Humanität halten konnte, ist zwar wenigstens für die Welt vorurteilsfreien Verständnisses der Tatsachen, vorbei. Darum aber sind die praktischen Folgerungen, die sich aus der Verschiedenheit der Menschenrassen für die Kulturpolitik der weißen Rasse innerhalb des Gebiets fremder Rassen mit inferiorer oder andersartiger Kultur ergeben, noch lange nicht zum Gemeingut der hierfür interessierten Kreise geworden. Diesem Ziel zu dienen, ist die Aufgabe der folgenden Blätter.

Erstes Kapitel

Das nationale Kulturprinzip in unseren afrikanischen Kolonien

Die entscheidende Vorfrage für unsere Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft in Afrika ist das Problem der niederen Rasse. Weder dem Altertum noch dem Mittelalter ist es in seiner heutigen Gestalt und Schärfe bekannt gewesen. Selbst die Sklavenwirtschaft hatte damals kaum etwas mit Rassenfragen zu tun; geringe Ansätze in dieser Richtung, die sich vielleicht an einzelnen Stellen zeigen, können praktisch außer Betracht bleiben. Uns erscheinen Sklavenfrage und Rassenfrage aufs engste verbunden; nach antiker Anschauung war jeder Kriegsgefangene in der Regel von vornherein auch dem Verkauf als Sklave verfallen, und es ist bezeichnend für die damalige innere Selbstverständlichkeit dieser Auffassung, daß nicht einmal das Christentum imstande gewesen ist, sie von innen heraus zu beseitigen. Nicht die Ausbreitung des Christentums hat das Aufhören der Sklaverei verursacht, sondern der Grund dafür war im wesentlichen die Herstellung jenes jahrhundertlangen Friedenszustandes, wie ihn der Erdkreis vorher noch nicht gekannt hatte, durch das römische Weltreich. Seit Augustus haben die Kriege im Innern und an den Grenzen des römischen Reiches nicht mehr genügend Gefangenematerial geliefert, um die Sklavenbestände auf ihrer alten Höhe zu erhalten. Auf dem Wege dauernder Fortpflanzung des einmal vorhandenen Sklavenmaterials aus sich selbst heraus, erwies sich aber die Sklavenzüchtung mit dem antiken Material als unmöglich, weil im Durchschnitt der

psychische Widerstand, den die Art ihres Daseins bei den Sklaven selbst gegen die regelmäßige und normale Fortpflanzung ihres Geschlechts hervorrief, zu groß war. Das Christentum hat in die Sklavenwirtschaft ursprünglich nur die eine Beschränkung hineingebracht, daß keine Christen, sondern nur Heiden und Ungläubige zu Sklaven gemacht und verkauft werden durften. Stammt doch selbst unser heutiges Wort Sklave von dem Verkauf der heidnischen Gefangenen aus der Slavania, d. h. den heidnischen Slaven- (nach damaliger Aussprache Slaven-) Ländern jenseits der Elbe. Slavische Gefangene aus Deutschland sind während der Epoche der Sklavenkriege vom 10.—13. Jahrhundert bis nach Spanien hin verhandelt worden; Hamburg und Bristol waren im 13. und 14. Jahrhundert ebenso gut Sklavenhandelsmärkte, wie Rom, Venedig, Genua und Pisa. Dort, in den romanischen Mittelmeerländern, erhielt sich der europäische Sklavenhandel bedeutend länger, als im germanischen Nordeuropa, wo er von der Zeit an verschwinden mußte, als es dort keine Heiden und keine Heidenkriege mehr gab. Mit der Christianisierung Ostetiens, Preußens, Livlands und Litthauens hört der nordeuropäische Sklavenhandel von selber auf. Kastilien, Portugal und die italienischen Seerepubliken blieben aber nicht nur das ganze Mittelalter hindurch, sondern bis in die Neuzeit hinein im Kampf mit den Muhammedanern, die als Ungläubige gleichfalls dem Versklavungsrecht unterlagen. Mit der Vertreibung der Mauren vom Boden Europas griff der Kampf gegen den Islam nach Nordafrika über, und auch hier galt zwischen Christen und Mauren gegenseitig der Grundsatz, daß Gold, Silber und Kriegsgefangene die wertvollste Beute waren. Dementsprechend beschränkte sich die wirtschaftliche Bedeutung der afrikanischen Tropengebiete von ihrer Entdeckung durch die Portugiesen im 15. Jahrhundert an bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts im wesentlichen darauf, daß von hier aus der Sklavenbedarf Westindiens, des südlichen Nordamerika, Brasiliens und noch einiger kleinerer ähnlicher Wirtschaftsgebiete gedeckt wurde. Der Sklavenhandel war ein so gewinnbringendes Geschäft und widersprach damals so wenig den vorwalten-

den sittlichen Anschauungen bei den katholischen wie bei den protestantischen Völkern, daß alle am afrikanischen Kolonialbesitz interessierten Mächte ganz offiziell mit ihm als mit dem gewinnbringendsten Stück ihrer dortigen Wirtschaft rechneten. Gerade von hier aus ergibt sich nun aber als erstes und im Grunde auch schon entscheidendes Argument für den Satz von der allgemeinen Inferiorität der Neger rasse eine höchst bedeutsame Tatsache. Während man im Altertum wie im Mittelalter die Erfahrung gemacht hatte, daß es unmöglich war, ein weißes Sklaventum auf Grund des physischen Fortpflanzungsprinzips zu züchten, gelang dieses Experiment mit der schwarzen afrikanischen Rasse vollständig. Auch nachdem die Negereinfuhr aus Afrika nach Nord- und Südamerika aufgehört hatte, während Prinzip und Praxis der Sklaverei dort noch weiter bestanden, nahm die Zahl der Neger in Amerika auf dem Wege der natürlichen Vermehrung der Sklavenbevölkerung fortdauernd zu. Im Unterschied zu der weißen hat sich also die schwarze Rasse auch im Zustande häuslicher Unfreiheit ohne jede Schwierigkeit ziehen lassen. Diese Beobachtung sollte von vornherein als ein bedeutsamer Fingerzeig für die Beurteilung des uns hier beschäftigenden Problems in seiner Gesamtheit anerkannt werden.

Die hervortretenden Eigenschaften des Durchschnittsnegers sind vor allen Dingen eine unbezähmbare, sein ganzes Sinnen- und Triebleben als Dauerzustand ausfüllende Sinnlichkeit; dazu Eitelkeit und Mangel an Voraussicht für die Zukunft. Dagegen hat sich gezeigt, daß seine formale Intelligenz und seine Fähigkeit zur Aneignung äußerer Fertigkeiten unter Umständen sehr entwicklungsfähig sind. Die Grundzüge seines Charakters, die Sinnlichkeit, die Eitelkeit und der Leichtsin, sind aber, wie jedermann bezeugen kann, der die Verhältnisse unter den afrikanischen wie den amerikanischen Negern kennt, durch jene Art von Erziehung nicht tiefer verändert worden. Das zeigen z. B. in vollster Deutlichkeit Verhältnisse, wie sie in der englischen Kolonie Sierra Leone herrschen, wo das sogenannte negrophile System bis in seine äußersten Konsequenzen ausgebildet er-

scheint. Der Ursprung von Sierra Leone geht auf die Ansiedlung früherer Neger Soldaten zurück, die England im Kampfe gegen die aufständischen Kolonien in Nordamerika gebraucht hatte, samt einer Anzahl befreiter Sklaven und heruntergekommener Weißen zu Ende des 18. Jahrhunderts. Die Leitung der Kolonie wurde einer philanthropisch-kolonialwirtschaftlichen Gesellschaft, der „African Institution“, übergeben, und diese erhielt für die Verwaltung der Kolonie einen kleinen staatlichen Zuschuß. Sowohl nach der philanthropischen als auch nach der wirtschaftlichen Seite endete der Versuch, wie zu erwarten war, mit einem gänzlichen Mißerfolg, sodaß Sierra Leone 1808 zur britischen Kronkolonie erklärt werden mußte. Aus der Zeit jenes ersten Experiments hat sich aber die damalige soziale und gesetzliche Verfassung der Kolonie bis heute erhalten, wonach Weiße und Farbige formell in jeder Beziehung einander gleichgestellt sind. Die Gerichte haben schwarze wie weiße Beisitzer und urteilen gleichmäßig über Weiße und Schwarze; ebenso sind die beiden Rassen gesellschaftlich im Prinzip einander gleichgestellt. Unter der Herrschaft dieses Systems haben sich freilich Zustände herausgebildet, die nur als eine Karrikatur auf alle gesunde Vernunft bezeichnet werden können. Unter einer dünnen Schicht von oberflächlichstem Kulturfirnis herrscht bei den Farbigen eine unglaubliche Falschheit, Unsauberkeit und Verdorbenheit, die nur durch ihren eitlen und eingebildeten Dunkel übertroffen wird. Keine englische Kolonie macht einen ähnlich verloderten Eindruck, wie Sierra Leone. Nicht ganz so extrem ausgebildet wie in Sierra Leone ist das negrophile System in Lagos. Hier kommt es nicht vor, daß farbige Geschworene über Weiße zu Gericht sitzen, wohl aber werden bei Streitigkeiten zwischen Weißen und Farbigen schwarze Beisitzer mit vollen richterlichen Befugnissen herangezogen. In gesellschaftlicher Beziehung stehen auch hier die wohlhabenden Weißen und Farbigen offiziell gleich. Der Gouverneur erläßt zu seinen Dinern Einladungen an Schwarze und Weiße und in Lagos kann es einem Weißen so gut wie in Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone, begegnen, daß er beim Post- oder Eisenbahn-

schalter von einer übelriechenden und schmierigen Negerin mit den Worten: „Ladies first!“ darüber belehrt wird, wer zuerst darankommt. Von diesen sozialen Besonderheiten abgesehen, liegt aber die Verwaltung der Kolonie Lagos fest in der Hand des weißen Elements, und infolgedessen ist auch die wirtschaftliche Entwicklung der wichtigen Kolonie gesund. Im Grunde genommen sind die Verhältnisse an der Westküste den Engländern selbst unbehaglich, und der gebildete Engländer mißachtet im Herzen die überfirnisten und aufgeputzten schwarzen Ladies und Gentlemen von Grund auf. Der große Einfluß der üblichen Humanitätssphrasen und der Mission, die auch in Lagos und Sierra Leone eifrig die Gleichberechtigung der Schwarzen mit den Weißen verfißt, schließlich die offizielle Parole von der Mitherranziehung der Farbigen, verursachen nur eine gewisse äußere Zurückhaltung des Urteils.

Offenbart das negrophile englische System in Westafrika zweifellos die Minderwertigkeit des dortigen Negerelements, so liegen seine Ursachen gleichfalls deutlich zu Tage. Teils gehen sie auf den falschen philanthropischen Idealismus zu Beginn der Kolonisation in Sierra Leone zurück, teils kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß es lange nicht zu einer so starken Ausprägung des negrophilen Systems gekommen wäre wie heute, wenn einige sehr wichtige Faktoren der modernen Kolonisation im tropischen Afrika, nämlich Eisenbahnen, Chinin und Abkochung des Trinkwassers, von Anfang an wirksam gewesen wären. Die Küste des tropischen Westafrika war früher in klimatischer Beziehung derart mörderisch für die Weißen, die als Beamte, Soldaten oder Kaufleute dorthin kamen, daß schon aus diesem Grunde eine kräftige Organisation der Verwaltung und eine intensive Beeinflussung der Verhältnisse durch das weiße Element ausgeschlossen war. Dazu kam die Verringerung des wirtschaftlichen Werts der Gebiete nach der Aufhebung des Sklavenhandels, wodurch die englische Regierung wiederholt beinahe dazu gebracht wurde, die Verwaltung und die Besatzungen aus Westafrika bis auf einige wenige Häfen zurückzuziehen und das ganze Gebiet im übrigen sich selbst zu über-

lassen. Während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hätte man in London am liebsten sowohl Sierra Leone als auch die Goldküste und die Niederlassungen im Nigerdelta ganz aufgegeben. Schließlich tat man es doch nicht, aber man beschränkte die Opfer an Geld und weißen Menschenleben aufs äußerste und versuchte, statt dessen die Eingeborenen für die Entwicklung und Verwaltung des Besitzes soweit wie möglich heranzuziehen. Aus diesem Grunde wurden auch die Missionsgesellschaften, die dort an der religiösen und kulturellen Entwicklung der Neger arbeiteten, nach Möglichkeit unterstützt, schon um mit Hilfe der Missionschule brauchbare subalterne Hilfskräfte für die Verwaltung und den Handel zu bekommen. Hierbei hat sich eben gezeigt — was jedermann, der die schwarze Rasse in Afrika aus eigener Erfahrung näher kennen gelernt hat, ohne weiteres bestätigen wird, — daß der Neger gut ausbildungsfähig nach der Seite der Intelligenz, der technischen und geschäftlichen Gewandheit ist, sehr mangelhaft ausbildungsfähig aber nach der Seite des moralischen Wesens. Man hat dagegen oft angeführt und gelegentlich mit besonders polemisch entrüstetem Pathos gegenüber dem vermeintlichen Rassenhochmut versichert, daß gewisse Beispiele unter den nordamerikanischen Negern den Beweis auch für die sittliche Ausbildungsfähigkeit der schwarzen Rasse als solcher lieferten. Diese Ausführungen sind zum Teil sicher gut gemeint, aber sie fallen von vornherein durch die unwiderlegliche und unbezweifelbare Tatsache dahin, daß es bei solchen Verhältnissen, wie sie während der Sklavenszeit in den amerikanischen Südstaaten in Bezug auf die Bluteinfuhr aus der weißen in die schwarze Rasse geherrscht haben, so gut wie ausgeschlossen ist, heute bei irgend einem Farbigen in Nordamerika den Beweis reiner Negerabstammung zu führen. Gerade von denjenigen nordamerikanischen Farbigen, die immer wieder als lebendige Beispiele für die Entwicklungsmöglichkeiten des Negers angeführt werden, steht es fest, daß sie keine reinen Neger sind, sondern zum Teil stark hellfarbige Kreuzungsprodukte der schwarzen und der weißen Rasse. Wo aber eine derartige Blutmischung mit Sicherheit oder auch

nur mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden kann, da ist es natürlich unmöglich, irgend welche tatsächlichen oder angeblichen Leistungen der betreffenden farbigen Individuen als Beweis für Behauptungen zu benutzen, die gerade auch für die unvermischte Negerrasse gelten sollen.

Vollkommen ungünstig muß das Urteil über die moralische Leistungs- und Entwicklungsfähigkeit der Neger auch auf Grund der Bekanntschaft mit ihren eigenen sogenannten Staatenbildungen nach modernem europäischen Muster lauten. So ist die bekannte Negerrepublik Liberia an der afrikanischen Westküste nichts als ein lächerliches Zerrbild europäisch-amerikanischer freiheitlicher Staatsformen. Neben und hinter einer von Grund auf korrumpierten und verkommenen Gesellschaft von sogenannten Kulturnegern an der Küste leben die in viele kleine Stämme und Dorfschaften zersplitterten unzivilisierten Buschneger im Hinterland von Liberia in vollständiger Barbarei. Irgend ein zivilisatorischer Einfluß ihrer äußerlich „entwickelteren“ Stammesgenossen auf sie findet nicht statt. Man braucht von der liberianischen Hauptstadt Monrovia so gut wie von Accra oder von Sierra Leone nur ein kleines Stück landeinwärts in den Busch zu gehen, um die allerbarbarischsten und primitivsten Verhältnisse zu finden. Von der zweiten „kultivierten“ Negerrepublik, Haiti, zu reden, wird wohl überhaupt nicht mehr nötig sein. Die scheußlich-barbarische Srazenhaftigkeit, zu der die europäische Kultur dort äußerlich und innerlich verzerrt ist, hat nachgerade genügend beredte Schilderungen gefunden, um über diese Leistung des zivilisierten Negertums ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen zu können. Der Negerkatholizismus in Haiti und der Negerprotestantismus in Liberia geben sich dabei an kultureller wie an allgemeiner geistig-religiöser Leistungsunfähigkeit nichts nach.

Mit dem Problem der Minderwertigkeit der Negerrasse steht es also so, daß alle Beobachtungen und Erfahrungen, sowohl auf ihrem ursprünglichen Heimatsboden Afrikas als auch außerhalb desselben, dafür sprechen, daß bezüglich der moralischen Entwicklungshöhe eine Inferiorität gegenüber der weißen Rasse tatsächlich vor-

handen ist. Es ist unmöglich, sei es auf welchem Gebiet auch immer, irgend eine kulturelle Leistung der afrikanischen Rasse aufzuführen, die es ermöglichen würde, sie im entferntesten an die Seite derjenigen Rassen zu stellen, die bisher einen positiven Beitrag zu dem dauernden geistigen oder materiellen Kulturbesitz der Menschheit geliefert haben. Auch die entschiedensten Verteidiger der moralischen Entwicklungsfähigkeit der Neger wissen ihre Meinung durch nichts anderes zu stützen, als einerseits durch Argumente, die schon aus dem Grunde der Beweiskraft entbehren, weil es sich nicht um Leistungen reiner Neger, sondern um solche von Mischlingen handelt, andererseits durch Erzählungen afrikanischer Missionare, die von Natur dazu geneigt sind, zum Teil es sogar für ihre religiöse Pflicht halten, von vornherein davon überzeugt zu sein, was erst bewiesen werden soll. Man braucht die Tatsächlichkeit der mancherlei Missionsberichte über „erweckte“ und geistig geförderte Neger im einzelnen Falle gar nicht direkt anzuzweifeln, wiewohl hier erfahrungsmäßig genug fromme Selbsttäuschung der Missionsarbeiter mit unterläuft — aber selbst wenn es gelingt, einzelne besonders ausgewählte und einem langen intensiven Erziehungs- und Beeinflussungsprozeß unterworfenen Individuen einer an sich niederen Rasse soweit zu entwickeln, daß ihr moralisches Niveau an das der weißen Rasse heranzureichen scheint, so ist damit natürlich nicht das geringste für den Vergleich von Rasse zu Rasse bewiesen. Ein solcher kann nur auf Grund zahlreicher und lange fortgesetzter Beobachtungen des Massendurchschnitts oder auf Grund von historisch-politischen oder ökonomischen Vergleichen ganzer Perioden erfolgen. Es ist gut möglich, daß z. B. die Eingeborenen von Ruanda in Deutsch-Ostafrika oder einzelne besonders vorgeschrittene Stämme der westlichen Sudanneger ihrem rein materiellen Kulturstande nach etwa auf derselben Stufe stehen, wie die Germanen zur Zeit des Timberneinfalls nach Italien oder die Gallier zur Zeit des Pytheas. Der Unterschied ist nur der, daß jene afrikanischen Stämme heute am Ende, die arischen Völker Europas damals aber am Anfang ihrer genuinen Kulturentwicklung standen. Was ist im Laufe einer

geschichtlich kurzen Zeit aus den Germanen und Kelten unter dem Einfluß der Berührung mit den fortgeschritteneren Völkern des römisch-griechischen Kulturkreises geworden, und was aus den Negern, wo solche auch immer in Verkehr mit der modernen Zivilisation gelangten? Ein Jahrhundert nachdem die heidnischen Sachsen mit Feuer und Schwert in die kirchlich-mittelalterliche Kultur hineingezwungen worden waren, unter Anwendung der äußersten und blutigsten Gewaltmittel, wie solche auf afrikanischem Boden jetzt einen Schrei der Entrüstung in der gesamten Kulturwelt hervorrufen würden, gehörte ihnen schon die politische Führerschaft innerhalb der christlich-germanischen Welt, und nicht nur in solcher, sondern auch in idealer, geistig sittlicher Beziehung hat die germanische Rasse, kaum daß sie in den damaligen Kulturkreis eingetreten war, auch ihre volle Ebenbürtigkeit mit der alten Völkeraristokratie vom Ganges bis zu den Säulen des Herakles erwiesen. Dagegen halte man Liberia und Haiti oder den geistigen und moralischen Durchschnittsstand der amerikanischen Neger. Es darf auch nicht eingewendet werden, daß die weiße Rasse sich in sozialer Beziehung den Negern gegenüber ausschließend verhielte und sie dadurch an der Entfaltung der ihnen innewohnenden Fertigkeiten hinderte. Die Grundlagen für eine derartige soziale Exklusivität sind überhaupt erst mit der praktischen Erfahrung der Inferiorität des einen Teils gegeben. Einer Rasse gegenüber, die keine entschiedenen Momente der Minderwertigkeit in ihrem Wesen enthält, läßt sich das Ausschließungsprinzip auf keine Weise durchführen, denn jedes Maß tatsächlich vorhandener Tüchtigkeit gelangt im Kampfe ums Dasein von selber zur Geltung. Man denke doch nur an die sozialen Gleichstellungskämpfe mit und ohne nationale Grundlage, die von den frühesten historischen Zeugnissen bis in die neueste Gegenwart sich abgespielt haben und noch unter unseren Augen sich weiter abspielen!

Wollen also die Verfechter der Gleichberechtigung der Neger-
rasse, daß man ihren Behauptungen mehr Beachtung schenkt, so mögen sie bessere Beweise für dieselben beibringen als bisher. Auf jeden Fall bedeutet es eine Umkehrung des Sachverhalts, wenn von jener

Seite uns, den Bestreitern der Gleichberechtigung, die Last des Beweises für unseren Standpunkt in dem Sinne zugemutet wird, daß bis dahin die ideelle Gleichberechtigung als vorhanden zugegeben und darnach verfahren werden müsse. Dagegen spricht einstweilen alle und jede praktische Erfahrung und alles was wir bisher über die innere und äußere Entwicklung der schwarzen afrikanischen Rasse wissen.

Für die Betrachtung nationaler Kulturaufgaben in unseren afrikanischen Kolonien muß also die Tatsache, daß der Neger Repräsentant einer niedrigeren Rasse als die unserige ist, den Ausgangspunkt bilden, und zwar in moralisch-politischer, wie in ökonomisch-kultureller Beziehung. Weiter müssen wir uns darüber klar sein, daß das Ziel jeder praktischen Kolonisationsarbeit die wirtschaftliche Nutzbarmachung der in Besitz genommenen Gebiete zugunsten der besitzenden Nation bildet. Die beiden Grundfragen der Kolonialwirtschaft in diesem Sinne sind die der Bodennutzung auf der einen, der Eingeborenennutzung auf der anderen Seite. Wenn daher unter anderem die Aufgabe dieser Kolonisation auch dahin erklärt wird, sie solle den allgemeinen Kulturstand des Landes heben, die Eingeborenen zivilisieren, sie sittlich entwickeln usw., so kann dergleichen immer nur unter der Voraussetzung verstanden werden, daß damit jenem oben genannten eigentlichen und Hauptzweck gedient wird. Religiöse, humanitäre und überhaupt sittliche Erwägungen können z. B. vom Standpunkt einer Missionsgesellschaft aus sicher den Selbstzweck einer Tätigkeit in den Kolonien bilden; für eine Kolonialwirtschaft können sie das aber in keiner Weise sein, ebensowenig wie für irgend eine andere politische oder ökonomische Organisation der Welt. Natürlich ist damit nicht gesagt, daß Kolonisation und Moral nichts miteinander zu tun hätten, oder daß sie an sich gegensätzlicher Natur seien. Kolonisieren ist eine zugleich staatliche und wirtschaftliche Tätigkeit, und ebensowenig wie das gesamte Staats- und Wirtschaftsleben sich dauernd gesund entwickeln kann, wenn die staats- und wirtschaftsbildenden Faktoren die Normen der allgemeinen menschlichen und historischen Sittlichkeit außer acht lassen, so gut müssen diese Gebote

auch die Methode und den Vorgang des Kolonisierens maßgebend beeinflussen. Wir haben gesehen, daß nur vollkommene Harmlosigkeit oder unbelehrbarer Dogmatismus die Rassenfrage in Afrika mit dem Satz abtun können: „Die Schwarzen sind Menschen wie wir.“ Wir sind der Überzeugung, daß sie das durchaus nicht sind, weder in dem Sinne, daß gegenwärtig Volkstum oder Einzelpersönlichkeit bei ihnen so hoch bewertet werden könnten wie bei uns, noch in dem weiteren Verständnis, daß ihnen als unvermischter Rasse für absehbare Zeit eine derartige Entwicklungsfähigkeit zugestanden werden könnte, daß sie durch diese Umstände wären, voll die Daseinsstufe der weißen Rasse zu gewinnen. Wenn jemand aber diese zunächst bloß negative Erkenntnis lediglich dahin interpretieren wollte, daß dem Eingeborenen das Menschentum im wesentlichen überhaupt abzuspochen und er nur als lebendige Arbeitsmaschine zur Gütererzeugung zu betrachten sei, so wäre das vom sittlichen wie vom praktischen Standpunkt aus gleich verwerflich. Wo humane Erwägungen und das Bewußtsein der sittlichen Fürsorgepflicht gegenüber den Unterworfenen schlichthin ausgeschaltet werden, da entstehen derartige Zustände, wie sie unter dem Namen der Kongogreul zu einer trotz aller mit untergelaufenen tendenziösen Übertreibungen immer noch beklagenswerten Notorietät gelangt sind. Man kann ohne weiteres sagen, daß die wahre kolonialpolitische Intelligenz nicht weniger als die sittliche Reife und der sittliche Takt dem kolonisierenden Element überall dort fehlen und daß daher der Erweis für das bessere Recht der eigenen Rasse überall dort in Frage gestellt erscheint, wo die bloße Brutalität und die Zügellosigkeit der rohen materiellen Übermacht — Dinge, die sich als Einzelercheinung in Afrika so wenig werden aus der Welt schaffen lassen, wie in den Ländern der weißen Rasse — zu typischen Kennzeichen der „Kolonisierung“ unter den Eingeborenen werden. Unsere Kolonisation in Afrika steht vor der Aufgabe, sich mit der untergeordneten Rasse, die wir im Besitz der vorhandenen wirtschaftlichen Produktionsmittel, des Grund und Bodens und der Arbeitskraft finden, in doppeltem Sinne auseinander zu setzen: derart,

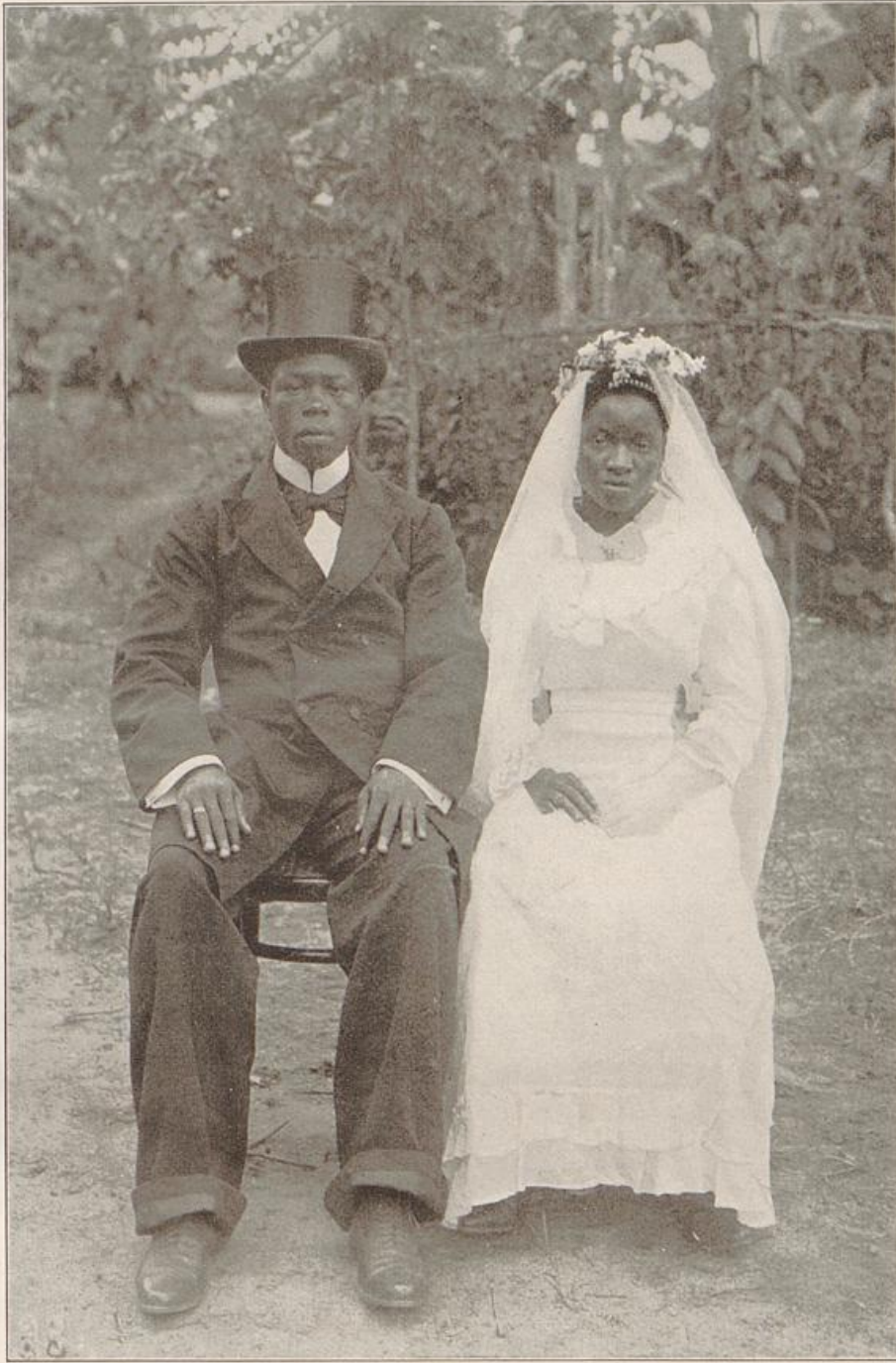
daß erstens die in den Eingeborenen steckende physische Leistungsfähigkeit mit dem größtmöglichen Nutzeffekt für die kolonisierende Nation zur Verwendung gelangt, und daß zweitens gleichzeitig eine möglichst weitgehende Entwicklung der den afrikanischen Stämmen innewohnenden allgemeinen Fertigkeiten nach der Richtung hin stattfindet, daß sowohl unsere nationalen Interessen als auch das Recht der Eingeborenen auf die Erreichung einer ihrer Stufe des Menschentums entsprechenden Daseinsform gewahrt bleiben. Auf der einen Seite ist dabei die Gefahr zu vermeiden, daß bei den Eingeborenen infolge einer falschen „kulturellen“ Beeinflussung die Idee entsteht, ihre gehobenen Fertigkeiten und ihre physische Mehrkraft gegenüber den Kolonisatoren eines Tages zu deren gewaltfamer Vernichtung zu benutzen, auf der anderen Seite aber die, daß an Stelle ihrer moralischen und materiellen Förderung ihre bloße brutale Unterdrückung und Ausbeutung gesetzt wird. Zwischen diesen beiden gleich verkehrten und gleich schädlichen Extremen wird sich unsere afrikanische Kolonialpolitik ihren Weg suchen müssen, und diesen Weg werden wir umso schneller und umso sicherer finden, je bestimmter bei uns die Einsicht in das Wesen und in das gegenseitige Verhältnis dreier Faktoren besteht: Naturerkenntnis, Rassenbewußtsein und sittliche Gebundenheit unserer nationalen Energie.

Die Eingeborenenpolitik in der ersten Periode kolonialwirtschaftlicher Ausnutzung Afrikas durch die europäischen Völker war ebenso einfach wie brutal. Man besaß eine Anzahl befestigter Stützpunkte an der Küste und beschränkte sich darauf, von dort aus Sklaven und wenige andere hochwertige Produkte zur Ausfuhr zu gewinnen. Zu dem Zweck wurden meist Verträge mit den einheimischen Häuptlingen geschlossen. Diese erhielten Waffen und Munition, um bei den Stämmen im Innern die erforderlichen Sklaven gewaltsam einzufangen. Über die Wälle der Forts und ihre unmittelbare nächste Nachbarschaft erstreckte sich das Interesse der Stationskommandanten und Faktoreileiter selten. An selbständige Gewinnung von Landeskulturprodukten wurde nur ausnahmsweise gedacht. Die mörderischen Ein-

wirkungen des Klimas, das dem Weißen nicht nur eigene körperliche Tätigkeit, sondern schon den bloßen längeren Aufenthalt im Lande an sich verderblich machte, ließen vollends den Gedanken an die Gründung kultureller Wirtschaftsbetriebe nicht aufkommen. Damit entfielen von vornherein diejenigen Probleme, die uns jetzt auf dem Gebiet der Eingeborenenpolitik im heutigen Sinne beschäftigen. Diese beginnen vielmehr erst mit der Niederlassung der Holländer am Kap der Guten Hoffnung und mit der allmählichen Ausdehnung der weißen Besiedelung auf die Hochländer des inneren Südafrika. Als die Europäer am Kap landeten, war von einer „Kolonisierung“ Südafrikas noch auf lange hinaus nicht die Rede. Das Kap sollte eine Erholungs- und Verproviantierungsstation für die Indiensfahrt sein, und jahrhundertelang sind die zu diesem Zweck gegründeten Niederlassungen der Holländer nicht über die nächste Umgebung Kapstadts und einiger Küstenplätze hinausgelangt. Die Besetzung des Binnenlandes bis an den Oranje, den Vaal und den Limpopo ist im wesentlichen erst gegen Ende des 18. und während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschehen. Die eingeborenen Besitzer jener Gebiete waren der Hauptsache nach im eigentlichen Kapland Hottentotten und Buschleute, jenseit des Oranje Bantus. Mit Ausnahme der Buschleute, die auf die dürrsten und ärmsten Landstriche, die zentrale und nordwestliche Karoo, beschränkt waren, besaßen sie sämtlich Herden von Groß- und Kleinvieh und lebten in Stammesverbänden und Häuptlings- oder sogenannten Kapitänschaften geordnet. Diesen Stämmen gegenüber lag für die allmählich wachsende weiße Ansiedlerbevölkerung, die „Afrikaaner“ oder Buren, in der Natur des Binnenlandes selbst der Zwang zur Ausbreitung auf dem Wege der Verdrängung begründet. Weitaus der größte Teil Südafrikas ist — von den erst in neuester Zeit erschlossenen Mineralfundstätten abgesehen — nur als Weideland nutzbar. Nachdem also das kleine Gebiet unmittelbar bei Kapstadt, in dem die Winterregen den Landbau auf europäische Art begünstigen, von den Einwanderern okkupiert war, blieb für die folgenden Generationen nur die Entwicklung zum Viehzüchtenden, zunächst noch ganz

oder halb nomadischen Burentum in den inneren Trockensteppen — Karroo, Transoranje, Transvaal — übrig. In der Nutzungsmethode für diese Gebiete folgten die europäischen Abkömmlinge durchaus dem Vorgang der Eingeborenen, die zunächst im Besitz des ganzen Weidelandes gewesen waren. Nachdem diese von der Küste schon gleich zu Anfang verdrängt worden waren, mußten sie in der Folge auch immer weiter nach dem Recht des Stärkeren weichen, bis schließlich vom Meere bis zum Oranjesfluß und bis zum Vaal das ganze Land den Weißen gehörte und kein einziger Hottentott oder Kaffer mehr selbständig ein Weidegebiet behauptete oder eigene Viehherden besaß. Ähnlich, nur nicht ganz mit derselben Schärfe, gestalteten sich die Dinge in Transvaal, wo einige Eingeborenenstämme bis heute sich unter der Oberherrschaft der Weißen beschränkte Landrechte und Viehbesitz bewahrt haben. (Basutoland und der Osten bleiben hier außer Betracht.)

Die relative Armut des südafrikanischen Weidefeldes, die zur Ernährung großer, einen gewissen Wohlstand schaffender Viehherden Tausende von Hektaren Land fordert, schrieb die Methode der extensiven Viehzucht und die Eingeborenenpolitik der ganzen burischen Bevölkerung gleichmäßig vor. Wollte der Weiße als Herr leben — und dies Ziel mochte und mag er sich unbedenklich stecken, solange Land genug da ist, daß jeder ein größeres Farmareal für sich haben kann — so bedurfte er für seine Wirtschaft des Eingeborenen als Hilfskraft. Dies ist auch für uns in Südwestafrika die gegebene Lage. Der Eingeborene ist Viehwächter, Hausarbeiter, Diensthote, Wagentreiber und dergleichen — alles, was der afrikanische Farmer mit dem Ausdruck „Volk“ zusammenfaßt. Eine besondere Schattierung ist in diese soziale und Rassengliederung auf südafrikanischem Boden noch dadurch gekommen, daß die Eingeborenen massenhaft weißes Blut in sich aufgenommen haben — soweit, daß innerhalb der eigentlichen Kapkolonie, wie sie vor der Angliederung von Britisch-Betschuana-Land und der östlichen, dicht von reinen Kaffern bewohnten Bezirke bis 1892 bestand, nur noch ganz geringe Überreste einer ungemischten



Modernes Duala-Brautpaar, Kamerun

Eingeborenenbevölkerung existieren. Soweit es sich nicht um zeitweilig aus den Nachbargebieten importierte Lohnarbeiter handelt, sieht man auf den Farmen und in den Lokationen bei den weißen Städten fast nur noch Mischlinge, coloured people, die durchweg das afrikanische Holländisch als Muttersprache sprechen und von denen die eigentlichen Eingeborenen, natives, unterschieden werden. In Transoranje und Transvaal dagegen, wohin die Buren bereits in geschlossenen, mit weißen Frauen normal versehenen Familienverbänden aus dem Kaplande auswanderten, tritt dieses Mischlingselement außerhalb der großen Minenstädte sehr viel weniger hervor. Das „Volk“ des dortigen Buren ist meist der richtige, unterworfenen, dunkelfarbige „Kaffer“.

Unleugbar hat der Bur das Problem der Eingeborenenennutzung in Anpassung an die Besonderheit der südafrikanischen Natur in einer sehr beachtenswerten Weise gelöst, und wenn diese Lösung bei aller praktischen Brauchbarkeit nicht in allen Stücken die bestmögliche ist, so bezeugt sie doch einen nicht etwa bloß instinktiven, sondern wohlüberlegten Blick für das Notwendige weit schärfer, als ihn z. B. neben den Buren die Engländer in Südafrika gezeigt haben und zeigen.

Der Bur hat dem Eingeborenen unbedenklich das Land genommen, zugleich mit dem Recht des Stärkeren und des Besseren — denn, wenn es sich darum handelt, ob von zwei Rassen, die zu ihrer Existenz auf dasselbe Stück Erde angewiesen sind, die höhere oder die niedere weichen soll, so ist die Antwort für jedes gesunde Urteil gegeben. Das subtropische Südafrika ist „weißen Mannes Land“, d. h. die weiße Rasse ist imstande, selber die wirtschaftliche Produktion, deren dieser Boden fähig ist, in die Hand zu nehmen und ihren Ertrag sich ohne Inanspruchnahme einer Eingeborenen-Zwischenwirtschaft direkt anzueignen. Damit sind der unmittelbare Besitz und die dauernde Besiedlung des Grund und Bodens gegeben. Es fragt sich, ob oder in welcher Weise neben der Nutzung durch die weißen Ansiedler auch noch einer Eingeborenenproduktion Raum gelassen werden soll? Ein Beispiel mag die Frage verdeutlichen. Als wir von Südwestafrika Besitz nahmen, gehörten die zentralen wertvollsten Teile der neuen Kolonie

den Hereros. Diese benutzten das Land, um darauf große Rinderherden weiden zu lassen. Seit der Eröffnung der Minen von Kimberley und Johannesburg war das Hereroland ein Hauptlieferant von Schlachtvieh für jene neuen Bevölkerungszentren geworden. Englische und deutsche Händler beuteten es aus, indem sie den Hereros ihre Ochsen gegen Gewehre, Munition, Alkohol und andere Bedarfsartikel abkauften. Darüber, daß Südwestafrika im wesentlichen ein Viehproduktionsland sei und bleiben würde, durfte in kolonialen Kreisen schon sehr bald nach der Besitzergreifung gar kein Zweifel mehr bestehen, sobald man von der unbestimmten Aussicht auf bedeutende Mineralfunde absah. Ein Land für extensiven Farmbetrieb, wie fast das ganze übrige Südafrika, war es, das wir erworben hatten; nichts anderes. Zum südafrikanischen Farmbetrieb gehören vor allen Dingen große Flächen. In der Karroo sind die meisten Farmen 10 000 und mehr Hektar groß. Selbst der verhältnismäßig hoch entwickelte, grasreiche und mit seinen Absatzverhältnissen besonders begünstigte Oranjerestaat wies eine Durchschnittsgröße der Farmen von 3000 Hektar auf. „Freies“ Land in dem Sinne, daß die deutsche Besiedlung sich zwischen die Stammesgebiete der eingeborenen Bevölkerung, Hereros, Hottentotten usw., hätte einschieben können, ohne daß es nötig wurde, auf Eingeborenenland zurückzugreifen, gab es herzlich wenig: im wesentlichen zunächst nur das Grenzgebiet zwischen den beiden Rassen um Windhuk und ostwärts, das weder die eine, noch die andere Partei endgültig zu okkupieren imstande gewesen war. Wollte man also eine wirkliche Siedlungskolonie schaffen, so war es von vornherein absolut klar, daß man vor allen Dingen das Hereroland, das beste Weideland des ganzen Schutzgebiets, mit dazu haben mußte. Wollte man aber darauf verzichten, so konnte man die Hereros im Besitz ihres Landes lassen, sich politisch mit einem „Protektorat“ begnügen und die wirtschaftliche Nutzung der Kolonie dann nach dieser Richtung hin darauf beschränken, daß man jenen mit möglichstem Vorteil ihr überschüssiges Vieh abkaufte, um damit nach dem Englischen hinüber weiterzuhandeln. In einer solchen Lage sind heute die Engländer den

Basutos gegenüber, und auch im Betschuanaland = Protektorat sowie im Gebiet der menschenreichen, viehzüchtenden Sulustämme in und um Natal beschränkt sich die wirtschaftliche Ausnutzung dieser Stücke des kolonialen Südafrika durch die Weißen vielfach in derselben Weise. Im Interesse der besitzenden Kolonialmacht als eines national-organisierten Wirtschaftskörpers, unter dem Gesichtspunkt des größtmöglichen Nutzeffekts vom okkupierten Besitz, bleiben aber solche notgedrungenen Einschaltungen einer Eingeborenen-Zwischenwirtschaft immer verfehlt, wo es sich um Gebiete handelt, die für Weiße direkt besiedelbar sind. Erstens hindern sie die Ausbreitung der weißen Rasse und die Unterbringung einer möglichst großen Zahl von wirtschafts- und entwicklungsfähigen Familien aus dem heimischen und kolonialen Nachwuchs der besitzenden Nation. In dieser Beziehung kann und darf keine moralisierende Selbsttäuschung oder schwankende Sentimentalität gelten. Der Entschluß, in Südafrika zu kolonisieren, bedeutet nun einmal nichts anderes, als daß man den eingeborenen Stämmen das Land, auf dem sie bisher Vieh geweidet haben, fortnimmt, damit der weiße Mann, Bur, Engländer oder Deutscher, auf diesem selben Lande sein Vieh weidet. Damit er das in rationeller, Weise kann, ist es nötig, daß die bisherigen eingeborenen Besitzer des Weidefeldes enteignet und ihm dienstbar werden. Zweitens bildet das Bestehenbleiben politisch organisierter Eingeborenentämme mit einem erheblicheren Nationalvermögen an Land und Vieh unter allen Umständen eine große politische Gefahr für die Kolonisatoren. Daß wir uns darüber vermöge unserer geringeren kolonialen Erfahrung im unklaren waren, hat uns den Aufstand der Hereros und Hottentotten gekostet. Unbedingt hätte der Anfang unserer südafrikanischen Kolonialpolitik die Entwaffnung der Eingeborenen sein müssen. Dann hätte der Expropriationsprozeß bei den Hereros und Witboois ruhig seinen Gang gehen können; im Verlauf einiger Jahrzehnte wären sie wohl oder übel das geworden, was die Kaffern im Oranjesfreistaat und im größten Teil von Transvaal schon geworden waren. Eine „friedliche“ Expropriation aber an einem Volke

von der Sinnesart der Hereros vorzunehmen, das im Besitze von 5000 Hinterladern war und bei denen jeder Häuptling sein gefülltes Munitionsmagazin hatte, das konnte natürlich nur zur Katastrophe führen. Die Engländer tragen einer entsprechenden Lage wenigstens insofern Rechnung, als sie das Basutoland gegen das Vordringen der weißen Besiedlung einstweilen absperrten. Trotzdem wird ihnen das Basutovolk mit seiner ausgiebigen Bewaffnung (es sind viele Tausend Hinterlader und reichliche Munition im Lande) und seinem bisher weder durch Buren noch durch Briten je wirklich besiegteten Selbstgefühl noch sicher ernsthaft zu schaffen machen. Ebensogut wie die Basutos können die Sulustämme im Südosten einmal die Sackel abgeben, an der sich der Brand eines großen Eingeborenenaufstandes entzündet.

Wir sind jetzt in Südwestafrika durch die allerdings mit ganz unverhältnismäßigen Kosten niedergeschlagenen Eingeborenenaufstände an das Ziel gelangt, das uns von Anfang an bei unserer Eingeborenen- und Bodenpolitik in dieser Kolonie hätte vorschweben sollen: Entwaffnung der Hereros und Hottentotten, Freimachung ihres ganzen Stammesgebietes für die weiße Besiedlung, Auflösung aller Stammesorganisationen und Verwandlung der Eingeborenen aus Angehörigen jener einstigen getrennten Nationen und Stämme in eine einzige, möglichst gleichartige, dienende Klasse. Jede Abweichung von diesem Ziel kann man so oder so mit vermeintlicher Moral oder vermeintlichem Gefühl dekorieren, man muß sich aber dann immer dabei sagen, daß man dem eigenen höheren Volkstum nimmt, was man dem fremden niederen läßt. Wo die Herden Eingeborener weiden, da kann kein deutscher Farmer sein Vieh hinsetzen; für jeden Herero oder Hottentotten, der Viehbesitzer in nennenswertem Umfange bleibt, fällt ein Deutscher, der die Summe unserer nationalen Kraft und Wirtschaft auf deutschem Boden jenseit der See mehren könnte, aus.

Die Notwendigkeit, ihr freiheitliches nationales Barbarentum zu verlieren und zu einer Klasse von Dienstbaren in Lohn und Brot der Weißen zu werden, schafft aber für die Eingeborenen überhaupt erst, weltgeschichtlich betrachtet, ein dauerndes Existenzrecht. Für die Völker

gilt so gut wie für die Individuen, daß die nutzlosen Existenzen kein Recht aufs Dasein haben und daß eine Existenz um so berechtigter erscheint, je nützlicher sie für den Gang der allgemeinen Entwicklung ist. Mit keinem Argument der Welt kann es gelingen etwa zu beweisen, daß die Aufrechterhaltung irgend eines Maßes von nationaler Selbständigkeit, nationalem Besitz und politischer Organisation unter den Bantu- und Namastämmen Südafrikas einen größeren Gewinn für die Entwicklung der Menschheit im allgemeinen oder des deutschen oder englischen Volkes im besonderen bedeute, als ihre Dienstbarmachung zugunsten der Ausnutzung ihres einstigen Herrschaftsgebiets durch die weiße Rasse. Und selbst wenn jemand sich, frei von dieser ganzen Erwägung, allein auf den Standpunkt stellen will, daß auch sie ihr unveräußerbares Menschenrecht hätten, so kann dieses Recht doch auf keinen Fall in einem anderen Sinne verstanden werden, als in dem eines Anspruchs auf den Erwerb der größtmöglichen sittlichen Tüchtigkeit. Ob aber die erziehlische Beeinflussung durch missionarische oder verwandte Mittel im Sinne der christlichen Religion größere und vor allen Dingen nachhaltigere Erfolge bei einem ganz oder halbbarbarischen, mit seinen Häuptlingen, seinen Großleuten, seinen Viehherden durcheinander wogenden Stamm erzielen wird, wie es die früheren Hereros und Witboois waren — oder bei einer human und gerecht durchgeführten Arbeitsorganisation aller Eingeborenen als einer einheitlich sozialen Klasse, darüber scheint für das unbefangene Urteil doch wohl kaum eine Diskussion möglich zu sein.

Wenn wir also in einem zur dauernden Besiedelung durch unsere Rasse klimatisch brauchbaren Kolonialgebiet wie Südwestafrika es ist, das Ideal einer nationalen Kulturpolitik aufstellen wollen, so kann dieses nur in der Herausbildung eines solchen Zustandes gesucht werden, daß die weiße Rasse — mindestens zunächst — allein selbständig im Besitz der wirtschaftlichen Produktionsmittel ist. Diese Mittel sind, wie wir sahen, vor allen Dingen der Grund und Boden und die Arbeitskraft der Eingeborenen. Ein selbständiges Eigentumsrecht der Eingeborenen am Grund und Boden kann im Prinzip nicht anerkannt

werden, weil es, wie wir sahen, dazu führen würde, daß der von Natur minderwertige Teil dem tüchtigeren und besseren den Platz zur Entfaltung seiner Existenz wegnimmt. Einzelne Ausnahmen mögen aus Zweckmäßigkeits- oder sonstigen besonderen Gründen zugestanden werden, und eben so muß natürlich die prinzipielle Konzession gemacht werden, daß mit der tatsächlichen Erreichung eines höheren, dem geistigen Besitz der weißen Rasse vergleichbaren Kulturstandes durch die Eingeborenen infolge einer fortgesetzten Erziehung auch eine andere Beurteilung dieser Verhältnisse eintreten müsse. Im ersteren Falle aber dürfte es sich eben wirklich nur um Ausnahmen handeln, deren Zweckmäßigkeit oder moralische Notwendigkeit evident ist, und was den zweiten Fall betrifft, so könnte er überhaupt erst im Verlauf von Jahrhunderten praktisch werden. Dann aber wird die Entwicklung von selber ihren natürlichen Weg nehmen, d. h. wenn wirklich das Unwahrscheinliche, die Erreichung des moralischen und politischen Standards der weißen Rasse durch die Neger, Ereignis werden sollte, dann werden diese Neger der Zukunft ihre soziale und ökonomische Gleichberechtigung mit uns auch schon aus eigener Kraft durchsetzen können. Natürlich darf der Satz von dem Vorrecht der weißen Rasse am Grund und Boden und an der Arbeitskraft der Eingeborenen auch nicht in dem Sinne verstanden werden, als ob damit eine persönliche Unfreiheit der Neger verbunden sein soll. Weder die Freizügigkeit noch die freie Vereinbarung der Lohnbedingungen darf dem Schwarzen beschränkt werden; beschränkt werden soll ihm nur die bisherige Freiheit, seiner durchschnittlichen Abneigung gegen produktive Arbeit nach Belieben folgen zu können.

Die soziale und wirtschaftliche Scheidung zwischen der weißen und der farbigen Rasse bedingt natürlich auch die Unmöglichkeit anerkannter Verbindungen zwischen weißen Männern und farbigen Frauen, oder vollends in umgekehrter Richtung. Diese Frage ist für eine Ansiedlungskolonie wie Südwestafrika von noch viel größerer Wichtigkeit, als für ein tropisches Kolonialgebiet, in dem die weiße Rasse sich ohnehin nicht bodenständig einzuwurzeln vermag. Die Verhält-

nisse liegen in dieser Beziehung in Südwestafrika schwierig, da Mangel an weißen Frauen herrscht. Sie haben aber in dem ursprünglich holländischen Südafrika vor Jahrhunderten ebenso schwierig, ja selbst noch schwieriger gelegen, und es ist den Buren doch gelungen, die Reinheit der weißen Rasse aufrecht zu erhalten. Daß, abgesehen hiervon, eine weitgehende Vermischung mit dem eingeborenen Element stattgefunden hat, beweist die bereits erwähnte Tatsache, daß es innerhalb der alten Kapkolonie gegenwärtig kaum noch Eingeborene reiner Rasse gibt, sondern nur noch Mischlinge mit dem sogenannten Afrikanerholländisch als einziger Muttersprache. Das Entscheidende war aber, daß bei den Buren die legitime Ehe mit einer Farbigen stets ausgeschlossen war und daß Mischlinge infolgedessen von vornherein Eingeborene waren und blieben. In Südwestafrika sind wir in dieser Beziehung eine Zeitlang auf bedenklichem Wege gewesen. In den ersten Jahren der Besiedelung kam es verschiedentlich vor, daß ausgediente Reiter und Unteroffiziere von der Schutztruppe Mädchen aus dem Stamme der Rehobother Bastards in aller Form heirateten, teils weil es keine weißen Frauen im Lande gab, teils weil sie auf diese Weise mit dem Bastardweib zusammen eine gute Aussteuer an Land und Vieh erheirateten. Das Urteil über diese Ehen ist nicht von vornherein ein gleichmäßig ablehnendes gewesen. Die Rheinische Mission, die einzige evangelische Missionsgesellschaft in Südwestafrika mit Ausnahme des Ambolandes, vertritt noch heute prinzipiell den Standpunkt, daß bürgerlich und kirchlich gültige Ehen zwischen Weißen und Farbigen nichts Tadelnswertes und auf jeden Fall dem ungeordneten Zusammenleben vorzuziehen seien. Auch das übrige weiße Ansiedlertum in Südwestafrika hat sich erst allmählich darauf besonnen, daß die Weißen auf diese Art, d. h. auf dem Wege der rechtlich und sozial sanktionierten Blutmischung mit den Farbigen, direkt von der Gefahr prinzipieller Degeneration und allmählichen Verlustes ihrer Rassenüberlegenheit bedroht seien. Eine durchgreifende Wachrüttelung des nationalen und kulturellen Rassebewußtseins ist eigentlich erst durch den großen Eingeborenenauflstand von 1904 erfolgt.

Damals wurde der Ausschluß der sogenannten halbweißen Kinder aus der öffentlichen Schule (mit vorläufiger Ausnahme des Südens, wo besondere Verhältnisse herrschen) durchgesetzt. Ebenso nehmen Krieger- und Schützenvereine und ähnliche Vereinigungen, bei denen neben den beruflichen auch gesellige Zusammenkünfte der Mitglieder mit ihren Familien vorgesehen sind, Personen mit farbigen Frauen nicht zu Mitgliedern auf. Der letzte, für die betroffenen, zum Teil persönlich sehr ehrenwerten Elemente sicher schmerzliche, aber im Gesamtinteresse doch unausweichliche Schritt wird der sein, daß solche Persönlichkeiten auch nicht länger fähig sein werden, zu Ehrenämtern, wie z. B. als Geschworener, als Mitglied des Gouvernementsrats oder dergleichen, berufen zu werden. Im übrigen machen wir jetzt in Südwestafrika auch noch dieselbe Erfahrung wie früher die weißen Afrikaner in der alten Kapkolonie und den Burenländern: daß bei der Vornahme der Scheidung zwischen Weiß und Farbige nicht ganz konsequent verfahren werden kann, und daß einzelne Individuen mit einer tatsächlichen Beimischung farbigen Bluts aus besonderen Gründen doch auf der weißen Seite rezipiert wurden. Soweit es sich dabei um Einzelfälle handelt, ist auch weiter kein Schaden dabei. Wenn die notwendige scharfe Scheidung überhaupt einmal vorgenommen wird, so kommt nicht so sehr viel darauf an, ob die Trennungslinie mit einigen augenblicklichen Ausbiegungen gezogen wird. Nur darf es kein Hin- und Herüber mehr geben, sobald sie einmal da ist. Einen kleinen Bestandteil an Eingeborenen-Blut haben sogar die Buren ohne Schaden für ihre Rasse sich assimiliert. Der Mangel an weißen, namentlich deutschen Frauen in Südwestafrika hat beinahe vom Beginn unserer dortigen Kolonisation an verschiedene Pläne zur Abhilfe wach gerufen, und es ist auch eine ganze Menge in der Richtung geschehen, namentlich durch die Bemühungen des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg und der Deutschen Kolonialgesellschaft, denen sich ganz neuerdings der deutsche koloniale Frauenbund hinzugesellt hat. Ein Blick auf unsere koloniale Bevölkerungsstatistik zeigt aber, wie groß trotzdem immer noch das zahlenmäßige Mißverhältnis zwischen männlichen und

weiblichen Personen im heiratsfähigen Alter (unter Nichtberücksichtigung des Militärs) ist. Eine durchgreifende Abhilfe wird es hier auch nicht eher geben, als bis die erste Generation im Lande geborener Mädchen herangewachsen ist. Zum Teil wird das schon nach einem Jahrzehnt der Fall sein, und in 20 Jahren wird von einem Frauenmangel überhaupt kaum mehr die Rede sein können. Von da ab wird voraussichtlich auch das Zusammenleben der weißen Ansiedler mit den eingeborenen Weibern, wie seinerzeit bei den Buren, so auch bei unseren deutschen Kolonisten in Südwestafrika von selber aufhören.

Im Zusammenhang mit der Frauenfrage in unseren kolonialen Interessengebieten wird es auch nicht überflüssig sein, darauf hinzuweisen, daß manche Gründe überhaupt gegen eine allzu große Forcierung der Ansiedlung schon während der ersten Generation sprechen. Kolonisieren ist auf alle Fälle ein langfristiges Geschäft, und wenn auch die Vorteile auf der Hand liegen, die daraus entspringen können, daß von vornherein größere Ansiedlermengen und größere Kapitalwerte in ein Land geworfen werden, so müssen wir auf der anderen Seite doch auch bedenken, daß im Durchschnitt erst die zweite in der Siedelungskolonie selbst geborene Generation einen den neuen Verhältnissen voll angepassten Entwicklungstyp darstellen wird, und daß man daher darauf bedacht sein muß, auch ihr noch eine genügende Ausbreitungsmöglichkeit zu reservieren. Wir müssen daher nicht nur aus rein wirtschaftlichen Gründen, sondern auch wegen dieser notwendigen Rücksicht auf die nächste Generation die vorläufige Größe der Wirtschaftseinheiten drüben mit einem liberalen Maßstab bemessen. Als während meiner Tätigkeit als staatlicher Kommissar für das Ansiedlungswesen und wirtschaftlicher Sachverständiger beim Gouvernement von Südwestafrika mein erster Bericht über die grundlegenden Prinzipien der Besiedlung des Schutzgebietes durch die damalige Kolonialverwaltung veröffentlicht war, schrieb mir ein bekannter und eifriger Kolonialtheoretiker von Hause, damit hätte ich unserer kolonialen Sache bei der öffentlichen Meinung in Deutschland den allerschlechtesten Dienst geleistet. Ich hatte nämlich ausgeführt, daß

auf die 500 000 qkm oder 50 Millionen Hektar nutzbaren Weidelandes in Südwestafrika bei einer durchschnittlichen Größe von 10 000 Hektar für die einzelne Farm nicht mehr als 5000 vorläufige Farmsiedlungseinheiten für die ganze Kolonie herauskämen. Eine solche Erklärung, meinte der Brieffschreiber, müßte in der Heimat geradezu vernichtend auf alle Hoffnungen für die Zukunft Südwestafrikas wirken. Eine ähnliche Erfahrung machte ich nach meiner Rückkehr in die Heimat bei einer Kommissionsitzung in einer sehr angesehenen wirtschaftlichen Körperschaft. Als ich dort meiner Überzeugung gemäß dringend vor einem zu schnellen Besiedelungstempo speziell für Südwestafrika und vor einer optimistisch gefärbten Resolution bezüglich der Aufnahmefähigkeit des Landes für sogenannte Kleinsiedler und ähnliche Elemente warnte, wurde mir erwidert, eine solche Warnung dürfe schon aus dem Grunde unter keinen Umständen verlautbart werden, weil dann der Kredit unserer kolonialen Sache in der Öffentlichkeit geschädigt werden würde. Die Resolution wurde von der Mehrheit, die keinerlei persönliche Anschauung von kolonialen Dingen besaß, in dem von mir bekämpften Sinne beschloßen, aber das Ergebnis war nach weniger als einem Jahre das amtliche Eingeständnis des Gouvernements von Südwestafrika, daß das Beschleunigungsprinzip in der Besiedlungsfrage, so wie man es hatte anstreben wollen, sich aus wirtschaftlichen Gründen als undurchführbar herausgestellt habe und daher aufzugeben sei. Die Besiedlung wird mit der Zeit schon von selber eine schnellere werden, weil unsere deutschen Ansiedler in den zur Besiedlung brauchbaren Teilen unseres afrikanischen Kolonialbesitzes sich schon jetzt als geradezu kinderreich erweisen, wie die in dieser Beziehung sprichwörtlich gewordenen Buren. Wenn wir heute, schematisch, für ganz Südwestafrika 5000 Farmeinheiten veranschlagen, so ist es vollkommen genügend, wenn davon der dritte Teil oder höchstens die Hälfte von den Einwanderern in der ersten Generation besetzt wird. Die fortschreitende Verbesserung der Verkehrs- und Absatzverhältnisse und das Heranwachsen der Kinder des ersten Ansiedlerstammes werden von Natur für die Verkleinerung der

einzelnen Farmeinheiten sorgen. Im Oranjerestaat z. B., der ähnliche natürliche Bedingungen aufweist, wie ausgedehnte Striche im Zentrum Südwestafrikas, hat sich auf diese Weise die anfängliche Durchschnittsgröße der Farm von 10 000 Hektar schon bis auf 3000 Hektar verkleinert. Wohin wollen wir kommen, wenn wir schon die Kinder unserer Ansiedler vor die Frage stellen, wohin sie auswandern sollen? Ökonomisch bedeutet eine südafrikanische Normalfarm einen durchschnittlichen Produktionswert von 20 000 bis 30 000 Mark jährlich, und mit einem erheblichen Teil dieses Betrages ist die Farmerfamilie bei entsprechendem Absatz ihrer Produkte auf dem heimischen Markte konsumfähig. Wir dürfen uns also nicht darüber aufhalten, wenn Südwestafrika neben seinen Minenbetrieben und städtischen Siedlungen vorläufig nur 5000 Farmwirtschaften aufweisen soll, sondern wir müssen uns fragen, was diese 5000 Einheiten als Lieferanten von industriellen Rohstoffen und Nahrungsmitteln und als Konsumenten für den Handel und die Industrie des Mutterlandes bedeuten, und wir müssen uns die Tatsache vor Augen halten, daß in allen allmählich zur Blüte gelangten zusammenhängenden Siedlungsgebieten der europäischen Rasse jenseits des Meeres die fortschreitende Ausfüllung der brauchbaren Landstriche mit einer bodenständigen weißen Bevölkerung viel weniger durch massenhafte Einwanderung in der ersten Generation, als auf dem Wege der natürlichen Vermehrung des ersten Ansiedlerstammes erfolgt ist. Die Gründung des überseeischen afrikanischen Deutschland kann unmöglich eine Sache von heute auf morgen sein, sondern sie fordert Menschenalter. Es kommt nur darauf an, daß man die äußere und innere Erweiterung unseres Volkstums durch die Besetzung deutscher überseeischer Siedlungsgebiete als eine nationale Notwendigkeit erkennt und fördert.

Dieselben Gesichtspunkte wie für den größten Teil Südwestafrikas, müssen natürlich auch für diejenigen Teile unserer Tropenkolonien gelten, in denen die Höhenlage eine dauernde Besiedlung mit Weißen gestattet. Hier kommen zunächst ausgedehnte Landstriche in Deutsch-

Ostafrika und wahrscheinlich auch ein Teil des inneren Hochlandes von Kamerun in Betracht. Über Ostafrika habe ich versucht, im Anschluß an meine Studienreise nach Usambara und dem Gebiet um den Kilimandscharo und Meru in den Preußischen Jahrbüchern (Band 135, Heft 1 und 2, 1909) eine ungefähre Berechnung des in Frage kommenden Areals zu geben. Ich habe sie auf Grund meiner eigenen Beobachtungen und alles erreichbaren weiteren Materials möglichst vorsichtig gehalten und bin dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß Ostafrika mindestens eine ebenso große deutsche Ansiedlerbevölkerung aufzunehmen imstande ist, wie Südwestafrika. Andere Schätzungen lauten höher, und die Informationsreise des Unterstaatssekretärs v. Lindequist scheint in dieser Beziehung gleichfalls ein sehr positives Ergebnis zu zeitigen. Gerade bei Ostafrika ist der Streit über das Thema der nationalen Kulturpolitik und der Eingeborenenpolitik besonders lebhaft entbrannt, und der persönliche Vertrauensmann und ständige Begleiter des Staatssekretärs Dernburg, Dr. Rathenau, hat in seinen „Reflexionen“ zu dem Thema bekanntlich in einer alle Besiedelungstendenzen für Ostafrika überwiegend ablehnenden Weise das Wort genommen. Dr. Rathenau führt hierfür durchweg Momente der kolonialwirtschaftlichen Rentabilität an. Ich habe in meiner bereits zitierten Arbeit in den Preußischen Jahrbüchern versucht, den Nachweis zu führen, daß Rathenaus Vorstellungen über die Rentabilität oder Nichtrentabilität mittlerer weißer Wirtschaftsbetriebe in Ostafrika zum größten Teil darauf beruhen, daß weder er noch der Staatssekretär ein zur Ansiedlung in größerem Stil geeignetes Stück von Ostafrika kennen gelernt haben. Über und hinter der Rentabilitätsfrage im engeren Sinne steht aber doch die weiter und tiefer greifende Frage: brauchen wir überhaupt Kolonien? und wenn wir welche brauchen: warum und wozu brauchen wir sie? Es ist doch nicht so, daß wir bloß deshalb, weil wir nun einmal Kolonien haben, auch zusehen müssen, wie wir sie halbwegs rentabel gestalten, sondern über dieses rein kommerzielle Beurteilungsprinzip hinaus müssen wir unsere Kolonialpolitik und Kolonialwirt-

schaft als eine eminent nationale und nicht weniger unter nationalpolitischen als unter kommerziellen Gesichtspunkten zu beurteilende Angelegenheit betrachten! Sicher ist auch mit dem bloßen geschäftlichen Erfolg, gleichviel, auf welchem Wege er zustande kommt, ein Vorteil im nationalen Interesse erreicht. Dieser Vorteil hat schon bei den ersten kolonialen Bestrebungen im neuen Deutschen Reich eine bestimmende Rolle gespielt. Wer sich an unsere kolonialen Gründungsjahre erinnert, dem wird gegenwärtig sein, wie energisch damals von seiten aller Kolonialfreunde namentlich auf die Notwendigkeit hingewiesen wurde, Deutschland für den Bezug der eigentlichen Kolonialwaren vom Auslande unabhängig zu machen. Damals hielt man bei uns Kolonialwirtschaft noch im wesentlichen für identisch mit Kolonialwarenproduktion, wenigstens für die Tropen; jetzt ist der Gedanke, unseren Kolonialbesitz teilweise als Grundlage zur Produktion der Rohstoffe für unsere nationale Industrie zu benutzen, mehr in den Vordergrund getreten. Das ist vollkommen richtig. Viel weniger richtig ist es dagegen, wenn manche Kolonialfreunde den Gedanken der Besiedlung unserer afrikanischen Hochlandsgebiete mit deutschen Ansiedlern in direkte Verbindung mit der Idee bringen, ein zum Deutschen Reich gehöriges überseeisches Aufnahmegebiet für die deutsche Auswanderung zu schaffen. Auch abgesehen von jenem vorhin ausgesprochenen Gedanken, daß es richtiger ist, die zukünftige Bevölkerung unserer afrikanischen Siedlungsgebiete mehr auf den natürlichen Nachwuchs als auf die erste Einwanderung aufzubauen, können weder Südwest- noch Ostafrika noch Kamerun, noch alle drei Kolonien zusammengenommen, als Aufnahme-reservoir für die deutsche Auswanderung im allgemeinen in Betracht kommen. Selbst während des letzten Jahrzehnts, in dem die Auswanderung aus Deutschland geringer gewesen ist als seit langer Zeit, hat sie doch alljährlich Beträge erreicht, bei denen gar keine Rede davon sein kann, daß ein nennenswerter Bruchteil zur Ansiedlung in die deutschen Kolonien gelenkt werden könnte. Das wäre selbst dann unmöglich, wenn diese Ge-

biete in ganz anderer Weise für die Besiedlung vorbereitet wären, als sie es tatsächlich sind.

Aufnahme von Auswanderern aus Deutschland in dem von Rathenau-Dernburg abgelehnten Sinne ist aber gar nicht dasjenige Motiv der Besiedlung, das wir als Ergänzung zu dem von jener Seite aus vorgetragenen Plan der ostafrikanischen Kolonialwirtschaft und Kolonialpolitik für notwendig halten. Der Hauptmangel an Rathenaus sonst sehr scharfsinnigen und vielfach überzeugenden Ausführungen ist das ebenso auffallende wie vollständige Fehlen des Gedankens, daß eine bodenständige und kräftige Besiedlung der klimatisch hierfür geeigneten Teile unseres Kolonialbesitzes mit Deutschen einen sehr hoch zu schätzenden Wertfaktor in allgemein nationaler Hinsicht für uns bilden würde. Diese Besiedlung haben wir uns, wie gesagt, überwiegend als allmähliche, generationsweise sich verdichtende und fortschreitende Besetzung der vorhandenen Siedlungsgebiete durch ein deutsch-afrikanisches Geschlecht zu denken, und je mehr von dieser künftigen deutsch-afrikanischen Rasse in Afrika selbst zur Welt kommt oder wenigstens von Jugend auf im Lande erwächst, desto besser. Das Ziel, worauf es in diesem Falle ankommt, auf das unsere Kolonialpolitik hinarbeiten muß, ist die materielle und ideelle Festankerung unseres Volkstums in solchen überseeischen Gebieten, die unter der Flagge des Reiches stehen.

Bedarf es denn wirklich noch der Worte, um zu zeigen, um wieviel kräftiger, reicher und größer wir äußerlich und innerlich in der Welt dastehen, wenn das Deutsche Reich nicht nur in der Ferne über Kolonien mit rassefremder farbiger Bevölkerung herrscht, sondern wenn wirklich die tragenden Wurzeln unserer politisch geeinten Nationalität, gleich wie es bei den Engländern und zum Teil selbst bei den Franzosen der Fall ist, bis jenseits des Ozeans reichen? Kann es ein besseres Mittel geben, um die beklagenswerte Enge und Spießbürgerlichkeit, die immer noch in weiten Kreisen unseres Volkes gegenüber den Fragen der weiten großen Welt herrscht, allmählich in

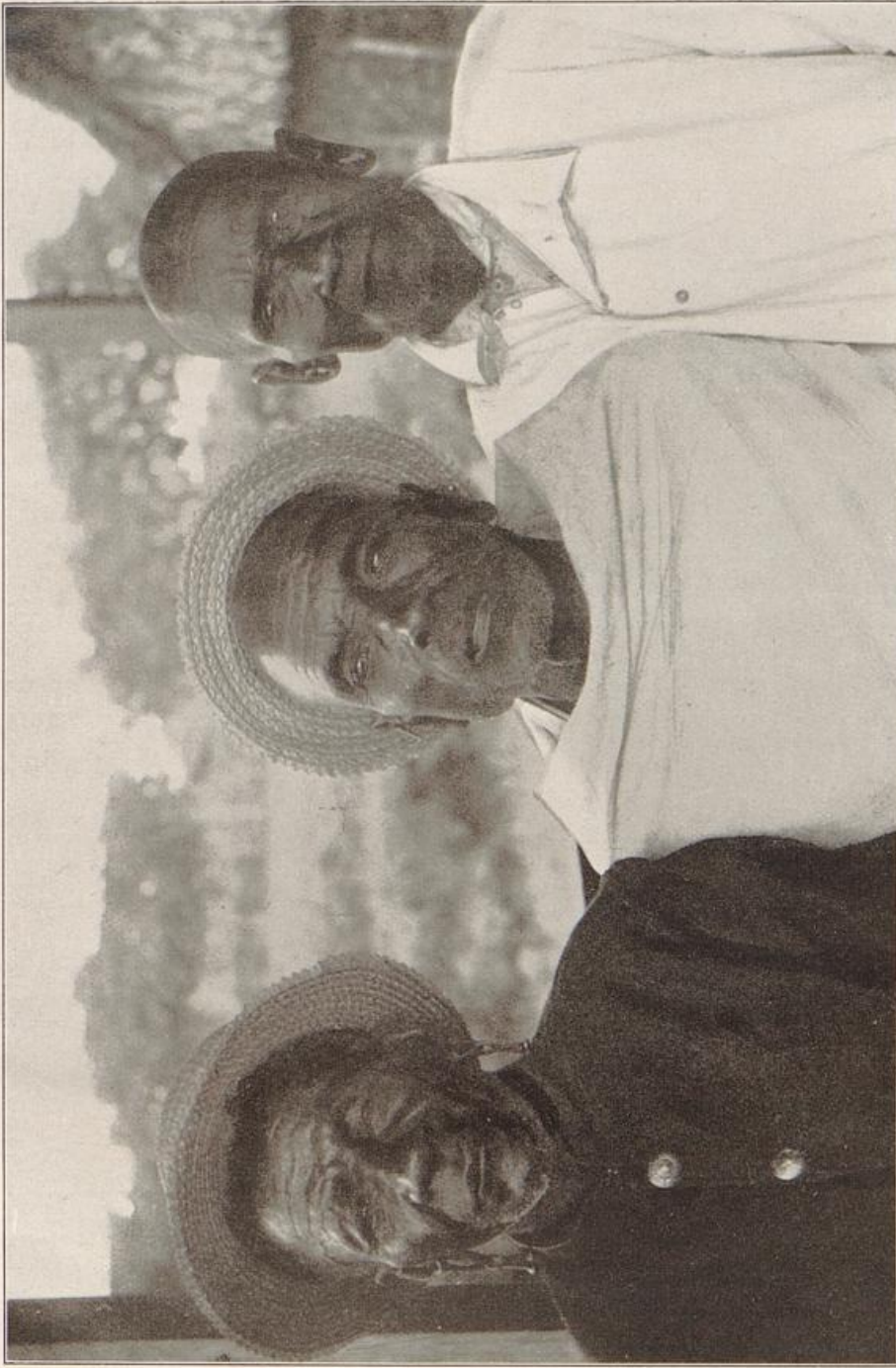
ihr Gegenteil zu verkehren, als das Bewußtsein jedes einzelnen, daß Deutschland so wenig wie England an seinen europäischen Küsten seine Grenze findet? Wir wissen, oder sollten wenigstens wissen, daß kein Volk groß und mächtig sein kann ohne den Willen zur Größe und Macht. Im jetzigen Zeitalter gibt aber nicht mehr Europa, gibt überhaupt kein einzelner Erdteil mehr die Maßstäbe dessen, was groß und klein ist, her, sondern nur noch die Welt. Wollen wir unter die Weltvölker gerechnet werden, so müssen wir auch die Welt bewohnen, müssen unsere Scholle so gut am Kilimandjaro, auf dem Hochland von Kamerun oder in Ruanda zu pflügen, unsere Rinder so gut im Herero- und Namaland zu weiden wissen, wie daheim zwischen Alpen und Nordsee. Was hilft es uns, daß Millionen unseres Blutes in Nordamerika und Rußland, hunderttausende in Brasilien und sonst in fremden Ländern leben? Ein Weltvolk sind wir erst, wenn ein in der Scholle wurzelndes, reiches und wehrhaftes deutsches Volkstum diesseits und jenseits des Meeres wohnt und in dem deutschen Kaiser seinen Führer ehrt.

Das ist es, wovon so wenig bei Dernburg-Rathenau zu lesen steht. Was verlangen wir? Nicht daß heute die Watussi und Wahuma, Wadschagga und Wahehe mit Waffengewalt expropriert, ihre Ländereien deutschen Einwanderern zugemessen und die Eingeborenen selbst zu Heloten gemacht werden. Daß auf jedem Stück afrikanischen Bodens, wo das an sich bessere, für die Welt und Menschheitsentwicklung wertvollere deutsche Volkstum gedeihen kann, das minderwertigere eingeborene Volkstum aus Herrschaft und Besitz zu weichen hat, daran müssen wir allerdings festhalten. Es ist absurd, zu verlangen, daß Deutschland an irgend einer Stelle deshalb nicht menschenreicher, größer und stärker werden soll, weil der Negerstamm, der 50 oder 100 Jahre früher seine Vorgänger am Platz totgeschlagen oder weggejagt hat, ein ewiges Recht darauf haben soll, von Bananen und Milch statt vom Lohn als Feldarbeiter und Viehhüter beim deutschen Farmer satt zu werden. Soweit aber sind wir ja noch lange nicht, daß die besiedlungsfähigen Teile Ostafrikas bereits samt und sonders

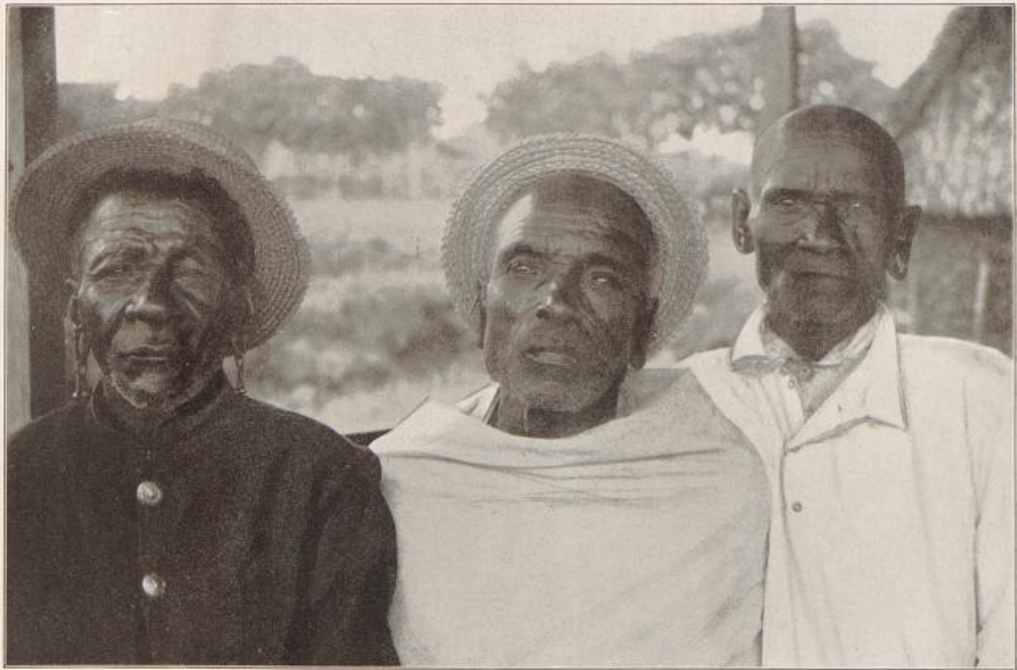
in dem Sinne des weißen Mannes Land werden sollten, wie der größte Teil des anglo-burischen und deutschen Südafrika es geworden ist. Bis dahin wird zweifellos noch viel Zeit vergehen.

Was wir wünschen, ist nur dieses: Es soll eine offene und klare Politik getrieben werden, die die jetzt schon verfügbaren Ansiedlungsgebiete auch wirklich der deutschen Besiedlung öffnet. Und weiter: Wir protestieren aus den oben vorgetragenen Gründen dagegen, daß eine solche nationale Notwendigkeit wie die deutsche Besiedlung der Kolonien ungehört mit der Keule der Nichtrentabilität im kommerziell geschäftlichen Sinne totgeschlagen wird.

Wenn jene vermeintliche Nichtrentabilität der weißen Siedlungsbetriebe in Ostafrika tatsächlich für jetzt und für die Zukunft nachgewiesen wäre — nachgewiesen als eine in der Natur der Dinge selbst begründete, durch wirtschafts- und verkehrspolitische oder sonstige Maßnahmen nicht weiter beeinflussbare Notwendigkeit — dann allerdings müßten wir uns fragen, ob es rationell ist, selbst aus noch so wichtigen nationalen Gründen dauernde Opfer für eine Sache zu bringen, die nie auf eigenen Füßen würde stehen können. Weit entfernt aber, daß ein solcher Nachweis generell erbracht oder zu erbringen wäre, läßt sich vielmehr ohne Schwierigkeit zeigen, daß bei einer richtigen, mit angemessenen Mitteln durchzuführenden Verkehrspolitik (Eisenbahnbau) schon jetzt innerhalb eines ausgedehnten und wichtigen Gebiets rationelle Ansiedlungspolitik getrieben werden kann. Dr. Rathenau meint, die Lage für den „kleinen“, d. h. nicht mit bedeutendem Kapital wirtschaftenden Ansiedler sei schwierig. Will dieser „sich darauf beschränken, alle Erfordernisse seines Lebens, Nahrung, Kleidung, Genußmittel, Hausrat durch eigene Produktion zu gewinnen, ähnlich wie es bei den Buren des Transvaal geschah, so bleibt ihm einige Aussicht, für ein mühevolleres Leben einen kleinen Kreis von Bedürfnissen einzutauschen, immer vorausgesetzt, daß er in gesunder Gegend sich ansiedelt. In die Heimat als begüterter Mann zurückzukehren, wird ihm kaum beschieden sein, denn die Güter, die er schafft, kommen als Tauschwerte bei endlicher Liquidation der Wirtschaft kaum in



Eingeborene vom Kilimandscharo (Chriften)



Eingeborene vom Kilimandscharo (Christen)

Betracht. Die hervorragende Kraft dieses Ansiedlers — sie muß es sein, wenn er so vielseitigen Anforderungen genügen soll — geht dafür der Heimat in gewissem Sinne verloren, was sich um so weniger rechtfertigt, als Kräfte dieser Art durch keinerlei Notstand gezwungen werden, das Stammland zu verlassen.“

Diese Betrachtungsweise ist in mehr als einer Beziehung einseitig. Erstens setzt sie voraus, daß im Grunde jeder Ansiedler daran denke, in Afrika wohlhabend zu werden, um dann als gemachter Mann in die Heimat zurückzukehren. Natürlich gibt es auch Leute mit diesem Ziel unter denen, die sich in Afrika ansiedeln wollen — aber im ganzen lehren uns die bisher gemachten Erfahrungen in unseren afrikanischen Siedlungsgebieten, daß eine große Anzahl von denen, die sich einmal dort niederlassen, das von vornherein in der Absicht tun, Afrikaner zu werden und zu bleiben. Und wie mancher von denen, die es ursprünglich nicht im Sinn hatten, werden es in der Folge rascher, als sie es je geglaubt haben, und denken dann nicht mehr an eine dauernde Rückkehr in die alte Heimat. Wer Südwestafrika kennt, wird das aus seiner Erfahrung bestätigen, und in Ostafrika fängt dort, wo der Deutsche mit Rücksicht auf das Klima leben und arbeiten kann, dieselbe Erscheinung deutlich genug an hervorzutreten. Je mehr die wirklich für Ansiedlungszwecke brauchbaren Teile Ostafrikas der deutschen Einwanderung zugänglich werden, desto entschiedener wird diese von vornherein gewollte Bodenständigkeit der Einwanderer noch zur Geltung kommen. Von den Erfahrungen in klimatischen Tropenbezirken aus darf man hier natürlich nicht urteilen.

Ein zweites Moment, das Rathenau nicht in der erforderlichen Weise zu würdigen scheint, sind die häufig vorhandenen Motive für die Auswanderung. Abgesehen von dem Wunsche, „drüben“ wohlhabend zu werden und als gemachter Mann nach Hause zurückzukehren, kommt bei ihm nur „Notstand“ in der Heimat als Grund für die Ansiedlung eines Kolonisten im Kolonialgebiet vor. Um auch nur einen ganz mäßigen Erfolg zu haben, muß aber der Ansiedler ein hervorragend tüchtiger Mensch sein — für solche Menschen gibt es auch

zu Hause keinerlei Notstand — also ist diese Art von Ansiedlung für die Kolonie überflüssig und für das Mutterland wegen der Kräfteentziehung schädlich! Wenn Rathenau z. B. das Kilimandjarogebiet oder Südwestafrika besucht hätte, als er seine ostafrikanischen Studien niederschrieb, so hätte er dort gesehen, wie wenig sich die Motive der kolonialen Ansiedler mit jenen beiden von ihm genannten — Wunsch nach Rückkehr als wohlhabender Mann, und Flucht vor einem heimischen Notstand — erschöpfen. Nicht wenige von den Kolonisten hat weder das eine oder noch das andere Streben übers Meer getrieben, sondern einfach der Wunsch nach einer freieren und größeren Lebensbetätigung, als es in ihren heimischen Verhältnissen möglich war. Natürlich schwebt dem, der entschlossen ist, Afrika zu seiner Heimat zu machen, ein afrikanisches Leben nicht in Bescheidenheit und Enge, sondern in Wohlstand und auf breiter materieller Grundlage vor. Damit ist aber in keiner Weise gesagt, daß es Not oder bloßer Wunsch nach pekuniärem Gewinn gewesen ist, was die Leute hinaustrieb.

Viele von unseren südwestafrikanischen Farmern haben ursprünglich, als sie hinübergingen, kaum ans dauernde Dableiben gedacht. Sie waren Offiziere, Soldaten, Beamte, Kaufleute, Handwerker und dergleichen — als sie aber Afrika kennen gelernt hatten, gewannen sie es lieb und entschlossen sich, es zur Heimat für sich und ihre Nachkommen zu wählen. In Ostafrika ist die Zahl der auf diese Weise im Lande sesshaft gewordenen Ansiedler noch gering. Erstens sind an sich viel weniger Weiße dort als in Südwestafrika, und zweitens sind die wichtigsten und besten Ansiedlungsgebiete ja noch so gut wie unaufgeschlossen. Es liegt aber nur an einer zielbewußten Wirtschaftspolitik, die Zahl dieser weder aus Not noch auf baldmöglichsten Wiederabbruch ins Land kommenden und im Lande bleibenden bona fide-Afrikaner in gesunder und kräftiger Weise zu vermehren. Sie sind es, an die wir in erster Linie denken, wenn wir von der Notwendigkeit sprechen, in Afrika ein Deutschland jenseits des Meeres zu gründen. Sie und vor allen Dingen ihre Kinder sollen das deutsche Afrika

schaffen. Dieses deutsche Afrika muß langsam wachsen, wenn es eine Kernpflanze werden soll. Daß Überhastung mehr Schaden als Nutzen stiftet, können wir jetzt in Südwestafrika sehen, wo die Krisis infolge der allzu wahllosen Heranziehung zum Teil ganz ungeeigneter Elemente für die Besiedelung ihre Opfer zu fordern beginnt. Auf der anderen Seite aber muß der Boden sorgfältig vorbereitet werden. Diese Vorbereitung in allgemeinen Zügen, vor allen Dingen der Ausbau der Verkehrswege nach und in den Ansiedlungsgebieten, ist Sache der Regierung; alles weitere muß der Initiative, der Erfahrung und dem Lehrgeld, das niemandem erspart bleiben wird, überlassen werden.

Wenn also Rathenau, dessen Auslassungen auf Grund der Vorrede zu seinen ostafrikanischen Studien in Gestalt eines Briefes an den Staatssekretär Dernburg jedenfalls als mit den Meinungen Dernburgs identisch angesehen werden müssen, den Zustand der kolonialen Blüte so definiert: „daß eine dem Flächenraum entsprechende Einwohnerzahl unter Aufbietung aller wirtschaftlichen Kräfte und unter Befriedigung aller verständigen Bedürfnisse, die gegebenen Naturkräfte und Produkte in Werte umsetzt, daß diese Werte ohne transportliche Reibungsverluste konkurrenzfähig den Weltmarkt erreichen und daß die Weiterentwicklung adäquat den Errungenschaften der Technik in friedlichen Bahnen fortschreitet“ — so muß diese Definition auf jeden Fall eine Ergänzung durch die folgende These erfahren:

„Die kolonialisatorische Arbeit und das kolonialisatorische Endziel sind im ganzen und im einzelnen maßgeblich bedingt durch die Rücksichtnahme auf das nationale Ziel, dem sie gleich jeder anderen nationalen Arbeit zu dienen haben: Vermehrung der ideellen und materiellen Kraftfülle und Lebensbetätigung der Nation.“ *)

Südafrika also innerhalb der Region des subtropischen Klimas und die besiedelungsfähigen Hochländer in den afrikanischen Tropen

*) Preussische Jahrbücher S. 93.

gehören dem weißen Mann als gegenwärtiges und zukünftiges Wohngebiet, und die Bestimmung der Eingeborenen ist es — in voller persönlicher Ungebundenheit in Bezug auf Freizügigkeit und Freiheit des Arbeitsvertrages — innerhalb des Wirtschaftsbetriebes der Weißen diejenigen Dienste zu leisten, für die eingeborene Arbeitskräfte zum Zweck einer rationellen ökonomischen Entwicklung geeignet oder unentbehrlich sind. Wie aber gestaltet sich die Frage der kolonialen Wirtschaftsnutzung nach ihren beiden wichtigsten Seiten, Bodennutzung und Eingeborenenutzung, in den tropisch gearteten Teilen Afrikas? Für die ganze Ländermasse nördlich des Sambesi gilt die eine Grundvoraussetzung, unter der wir für das subtropische Südafrika zu einer bestimmten Beantwortung jener Fragen gelangt sind, nicht mehr, denn die Besiedlungsfähigkeit des Bodens für die weiße Rasse bildet hier nicht, wie in den Ländern gegen das Kap der Guten Hoffnung zu, die Regel, sondern sie bildet eine auf gewisse Hochländer beschränkte Ausnahme. Zugleich bedingt im tropischen Afrika die vollkommene Verschiedenheit des Klimas eine ganz andere Art der wichtigsten wirtschaftlichen Produktionsobjekte und eine im Durchschnitt viel stärkere Dichtigkeit und Massenhaftigkeit der eingeborenen Bevölkerung. Klima und Bodenverhältnisse machen es uns hier unmöglich, die Bewirtschaftung des Grund und Bodens auf dieselbe Art wie in Südafrika selbst in die Hand zu nehmen und den Eingeborenen dadurch ohne weiteres in die Notwendigkeit zu versetzen, daß er seine wirtschaftliche Existenz fortan auf den Arbeitslohn im Dienst des weißen Ansiedlers begründen muß. Mag es sich im Tropenlande um Plantagenkulturen im eigentlichen Sinne oder um die Gewinnung wild wachsender Produkte handeln — in keinem Falle ist es denkbar, daß der weiße Mann mit seiner eigenen Arbeitskraft dem Boden die Ernte an Kakao, Kaffee, Agaven usw. abringt, oder Kautschuk sammelt, Ölfrüchte bricht und preßt, Kopal gräbt und dergleichen mehr. Allenfalls mag er die Jagd betreiben, aber auch das Hochwild Afrikas wird über kurz oder lang doch der zoologischen Vergangenheit angehören, und was bedeutet selbst ein Produkt wie Elfenbein gegenüber dem

Wirtschaftswert, den wir in Zukunft allein von der afrikanischen Baumwolle erwarten? Gegenüber der Masse der Eingeborenen werden die Weißen im tropischen Afrika ziffernmäßig nie etwas anderes sein, als eine verschwindende und in ihren einzelnen Vertretern fort und fort wechselnde Minderheit. Die allgemeinen physikalisch-klimatischen Verhältnisse verbieten uns Europäern, zumal uns deutschen Nordeuropäern, dort nicht nur jede schwerere körperliche Arbeit, sondern sogar jeden dauernden Aufenthalt. Damit kommen Dinge wie Massenansiedlung, Familiengründung und dauernde Fortpflanzung von Generation zu Generation für uns von selbst in Wegfall. Nur der politische Besitz und die prinzipielle ökonomische Nutzung durch uns können hier im allgemeinen das dauernde sein, während die administrativen, kaufmännischen und sonst gewerbetreibenden Einzelvertreter des besitzenden Kolonialvolks, mögen es Deutsche, Engländer, Franzosen oder sonst Angehörige einer europäischen Kulturnation sein, je nach dem Grade ihrer Widerstandsfähigkeit gegen das Klima und je nach dem materiellen Erfolg ihrer Arbeit verschieden schnell, aber am letzten Ende doch ohne Ausnahme, den Platz räumen müssen. Wie nun bringen wir trotzdem die Masse der Eingeborenen in unseren Tropenkolonien dazu, daß sie über die Befriedigung ihrer unmittelbaren persönlichen physischen Bedürfnisse hinaus Werte produzieren, die in den Kreislauf unseres nationalen Wirtschaftslebens eingeführt werden, Export und Import unserer Tropenkolonien beleben können?

Eine gewisse Verwandtschaft mit dem subtropischen südafrikanischen Wirtschaftssystem scheint innerhalb der Tropen dort zu bestehen, wo große eingeborene Arbeitermassen auf dem Plantagenbesitz des Weißen tätig sind, der sein Land entweder selber oder durch europäische Verwalter bewirtschaftet. Die Ähnlichkeit des Systems ist aber doch nur scheinbar. In Südafrika sind die Eingeborenen den Weißen zwar auch noch um ein Mehrfaches an Zahl überlegen, aber trotzdem steht das Verhältnis so, daß man sich in dem größten Teil des Gebiets südlich vom Sambesi unbedenklich das Ziel einer vollständigen Aufsaugung aller Farbigen durch den Bedarf an Hilfskräften stecken kann, den die

Wirtschaft der Weißen normalerweise entwickelt oder einmal entwickeln wird. Dadurch allein ist ja auch die Möglichkeit zum schließlich vollständigen Abbruch der bisherigen Stammesorganisation gegeben, soweit sich dieser Prozeß nicht schon vollzogen hat. Man braucht sich aber nur die Situation z. B. in Kamerun, Togo oder am Senegal, selbst schon in Angola und im deutschen Amboland, vorzustellen, um sofort zu sehen, daß in allen solchen Tropenkolonien mit den eingeborenen geschlossenen Stämmen als mit organischen Dauertypen gerechnet werden muß. Auch die Plantagenarbeiter können nicht aus dem Stammeszusammenhang, dem sie angehören, gelöst werden; d. h. es wird in den Tropen nicht gelingen, das Eingeborenenproblem, wie es in Südafrika im allgemeinen als — teilweise bereits verwirklichtes — Ziel aufgestellt werden muß, auf die Formel zu reduzieren, daß der Farbige als solcher lediglich als Angehöriger einer sozialen Klasse in Betracht komme. Der farbige Plantagenarbeiter wird nach Lage der Dinge im wesentlichen immer Kontrakt-, teilweise sogar bloßer Saisonarbeiter bleiben. Der Zustand, daß einzelne große Pflanzungen sich ihren Arbeiterstamm auf ihrem eigenen Grund und Boden in geschlossenen Dörfern ansiedeln und dauernd behalten, mag hier und da erstrebt, unter besonders günstigen Umständen auch einmal verwirklicht werden, aber zur Norm wird er sich wenigstens in absehbarer Zeit nicht entwickeln. Plantagen sind in dieser Beziehung ähnlich wie Minen zu beurteilen: Sie können sehr schwer zu einem perennierenden eingeborenen Arbeiterstamm gelangen, sondern bleiben in der Regel auf fortgesetzte und immer wiederholte Anwerbung angewiesen. Der Schwarze hat nun einmal nicht den Wunsch, dauernd zu arbeiten, zumal nicht in einem tropischen Klima, das ihm seinen Lebensunterhalt verhältnismäßig so sehr erleichtert. Zu intensiverer Arbeit, wie in den Pflanzungen und Bergwerken, ist er nur vorübergehend zu bringen, sei es, daß er einer Summe baren Geldes zum Weiberkauf, zum Schuldenbezahlen oder zur Steuerentrichtung bedarf, sei es, daß sein eigener Häuptling ihn dem weißen Unternehmer gegen ein besonderes Entgelt auf Zeit zur Verfügung stellt. So geschah es

Unterschied von Südafrika.

3. B. bisweilen bei den Ovambos. Dann aber kehrt der Arbeiter, sobald seine ausgemachte Zeit abgelaufen ist (wenn er nicht eigenmächtig früher ausreißt), in sein Dorf und zu seinem Stamm zurück, um den Ertrag seiner Arbeit zu genießen, und andere müssen an seine Stelle treten.

Um den Unterschied in der Frage der Eingeborenenarbeit zwischen Süd- und Äquatorialafrika recht zu verstehen, muß man sich namentlich auch die verschiedene Art der Arbeit hier und dort vergegenwärtigen. Auch Südafrika hat manche Gegenden (3. B. Natal und die benachbarten, dicht von Sulus bevölkerten Gebiete), in denen die Stammeszugehörigkeit noch so stark und das numerische Übergewicht der Eingeborenen so groß ist, daß in dieser Beziehung ähnliche Verhältnisse vorliegen, wie in den tropischen Kolonien. Das sind aber regelmäßig Bezirke, in denen die Menge des Regenfalles und die dadurch bedingte Gelegenheit zu normalem Ackerbau sowohl die ursprüngliche Bevölkerungsdichte stark vermehrt, als auch das Verhältnis von Weiber- und Männerarbeit verschiebt. Die Schwarzen, die aus den Sululändern, aus Rhodesien, Nordtransvaal und Mozambique als Minenarbeiter nach Johannesburg gingen, verdienten dort in relativ kurzer Zeit so viel, daß sie sich in der Heimat ein oder zwei Weiber zur Feldbestellung oder eine Anzahl Milchvieh kaufen konnten, und damit mochte das Arbeitsproblem für den Rest ihres Lebens ihnen ziemlich gleichgültig werden, solange ihnen jene Vorbedingungen für ihren Unterhalt blieben. In der Steppenregion aber, zu der neun Zehntel von Südafrika gehören, besteht die Arbeit des Eingeborenen vor allen Dingen im Viehhüten und was damit zusammenhängt; außerdem höchstens in Dienstleistungen als Hausgesinde, Wagenpersonal u. dgl. Diese Art von Tätigkeit ist erstens an sich weniger anstrengend und beschaulicher als 3. B. Plantagenarbeit; zweitens entspricht sie vollständig den seit langer Zeit geübten Gewohnheiten der viehzüchtenden, halbnomadischen Bantus und Namas im deutschen wie im englischen Südafrika; drittens ist sie wie keine andere geeignet, dieselbe Herrschaft und dasselbe Dienstpersonal lange — die Erfahrung lehrt, daß es nicht selten durch Genera-

tionen der Fall ist — beieinander bleiben zu lassen. Die Natur des Landes macht den Eingeborenen Ackerbau in größerem Umfange und damit die Gewinnung des Lebensunterhaltes durch den bloßen Weiberkauf unmöglich; vielmehr zwingt sie sie, sobald der Besitz eines eigenen ausgedehnten Stammesgebietes und die Haltung massenhafter eigener Rinderherden in Wegfall kommen, zu dauernder Arbeitnahme bei den Weißen. Das ist in den Tropen nicht der Fall, und damit ist von vornherein eine prinzipiell verschiedene Basis für die Anschauung der gesamten Arbeiterfrage hier und dort gegeben.

Wir gingen vorhin von der Plantagenarbeit aus, als von derjenigen Nutzungsart, unter der man sich in weiteren Kreisen gewöhnlich den Hauptwert einer Tropenkolonie vorstellt. Eine solche Vorstellung trifft ganz oder zum größten Teil auch auf Kolonialländer, wie z. B. das holländische Ostindien, die Antillen oder Guayana, zu; für Afrika aber, selbst für die Äquatorialregionen, nur sehr bedingt und zum verhältnismäßig kleineren Teil, zumal in Zukunft. Für Plantagenkultur im gewöhnlichen Sinne kommen hier aus verschiedenen Gründen — unter anderm darf nicht vergessen werden, daß der regenreiche Küstensaum im Verhältnis zu der ganzen Landmasse nirgends breit ist und daß mit der durchgängigen Erhebung nach dem inneren Hochlande zu die Niederschläge, die für Plantagengewächse reichlich sein müssen, meist ganz bedeutend abnehmen — fast nur ausgesuchte Stücke in den küstennahen Gebieten in Betracht; das übrige, namentlich die inneren Hochländer, muß anders verwertet werden. Wie das zu erstreben sei, darüber herrscht an der Hand neuerer praktischer Erfahrungen, namentlich vorzüglicher Erfolge der Franzosen in Senegambien mit dem Erdnußbau, unter den kolonialen Sachverständigen wenig Zweifel mehr: Die sogenannte Eingeborenenkultur oder Volkskultur ist der richtige Weg. Damit aber enthält jenes Doppelproblem, das uns von Anfang an beschäftigt: Bodennutzung — Eingeborenennutzung, vollends ein neues Gesicht.

Die Volkskultur, so wie sie im Binnenlande (teilweise auch schon im Küstengebiet) der afrikanischen Kolonien zur Anwendung gelangen

muß, um der kolonisierenden Nation eine rationelle Ausnutzung dieses Besitzes zu gewährleisten, ist an sich keine koloniale Neuheit; als ökonomisches Prinzip im großen verwirklicht oder erstrebt bedeutet sie aber doch eine Nutzungsmethode, wie sie erst seit der Einbeziehung der dichter bevölkerten Teile Äquatorialafrikas, namentlich des Innern, in den Bereich der europäischen Kolonialherrschaft aufkommt. In ihrer Durchführung ist sie die typische Ausgestaltung des Systems einer eingeborenen Zwischenwirtschaft. Bei dem Bestreben, die Eingeborenen zu einer Steigerung ihrer Arbeitsleistung innerhalb desjenigen Produktionskreises zu bringen, der ihrer selbsttätigen Wirtschaft zugänglich ist, muß eine vorsichtige Kolonialpolitik von vornherein aber auch darauf bedacht sein, daß sich aus der mit dem Arbeitsertrage steigenden Wohlhabenheit der einheimischen Produzenten nicht die Gefahr entwickelt, daß daraus auch die Mittel zur politischen Widerständigkeit genommen werden können. Dies vorausgesetzt, wird man sich unter den einheimischen Stämmen zunächst natürlich die vorgeschrittensten zur Volkskultur aussuchen. Die hauptsächlichsten Gegenstände der Volkskultur werden Artikel wie Erdnüsse, Baumwolle, Palmöl oder Palmfrüchte, Kola und ähnliche Produkte sein, die relativ einfache Kulturbedingungen aufweisen. Kakao-, Kaffee- und Tabakspflanzungen oder die Anlage von Kautschuk- und Cinchonapflanzungen wird man von der Eingeborenenwirtschaft auch bei aller Anleitung selten in rationeller und lohnender Weise erwarten können, weil dazu viel zu viel methodische Sorgfalt und direkt tropenwissenschaftliche Bildung, zum Teil auch große maschinelle Einrichtungen gehören. Gegenwärtig bemüht sich das Kolonialwirtschaftliche Komitee, wie es scheint mit entschiedenem Erfolge, um die Einführung des Baumwollenbaues als Volkskultur in Ostafrika und Togo — hier auch noch unter dem besonderen Gesichtspunkt, daß Baumwollenplantagen in Großbetrieb mit europäischem Kapital und unter direkter europäischer Leitung für jetzt wahrscheinlich nicht lohnen würden. Das praktische Vorgehen des Komitees in dieser Frage kann als Beispiel für die Ausbreitung der Volkskultur überhaupt dienen. Durch Ein-

richtung von besonderen Baumwollenkulturschulen, Ausgabe von Saatgut, Anwerbung sachverständiger (zum Teil farbiger) Lehrkräfte für die Eingeborenen aus Ländern eines hochentwickelten Baumwollenaubaus, durch Aufstellen von Maschinen zum Reinigen und Pressen, Verbesserung der Verkehrswege, schließlich durch Vermittlung einer vorläufigen Garantie für Preis und Abnahme eines Produkts von bestimmter Qualität, hat das Komitee in Wirklichkeit Bedeutendes geleistet, um der Ausbreitung des Baumwollenaubaus als einer Eingeborenen-Volkskultur Bahn zu schaffen. Dafür, daß tatsächlich ein richtiger Weg eingeschlagen wird, ist es u. a. auch ein Beweis, wenn in englischen Kreisen das Vorgehen des deutschen Komitees für das westafrikanische Kolonialgebiet nicht nur große Beachtung, sondern auch direkte Nachahmung gefunden hat. Als das wichtigste vorläufige Ergebnis der — in Togo am weitesten vorgeschrittenen — Arbeit des Komitees muß aber die Erbringung des Nachweises bezeichnet werden, daß zum mindesten die vorgeschritteneren westafrikanischen Stämme einer Beeinflussung im Sinne erhöhter produktiver Arbeitsleistung für eigene Rechnung und zum eigenen Nutzen der Arbeitenden, wenn auch vorläufig noch unter möglichst kräftiger Nachhilfe der Verwaltung, nicht unzugänglich sind. Diesen Beweis volkspädagogischer Wirksamkeit liefert schon jetzt die tatsächliche Ausdehnung des Baumwollenaubaus der Eingeborenen in den vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee bearbeiteten Gebieten.

Denken wir uns den Baumwollenaubau als Volkskultur der west- und ostafrikanischen Neger so weit gefördert, daß die Produktion dieser Gebiete wirklich Einfluß auf den Weltmarkt, selbst nur in dem Sinne eines Regulators für die Preisbildung durch den Ernteausschlag und die Börsenspekulation in Amerika, zu gewinnen anfängt; denken wir uns Fortschritte wie die, welche die Erdnußkultur im französischen Senegalgebiet, gleichfalls durch Verstärkung des Anbaues der Eingeborenen, gemacht hat, auch auf Artikel von der weltwirtschaftlichen Wichtigkeit des Palmöls, der Kopra und ähnlicher Bodenprodukte übertragen; denken wir uns, daß eine wirklich bedeutende, auf die-

jenigen Teile Afrikas, die der direkten Bewirtschaftung durch Weiße vorläufig unzugänglich sind, entfallende Produktionssteigerung der Eingeborenenarbeit sich in einem entsprechenden Wachsen des Konsums eben dieser Eingeborenen an europäischen Waren umsetzt, d. h. daß der Steigerung der Ausfuhr eine entsprechende Steigerung der Einfuhr nach den Kolonien parallel geht — dann haben wir die Grundlinien des Bildes, das diese Teile Afrikas nach Durchführung des Systems der Volkskultur in wirtschaftlicher Beziehung darbieten werden.

Die Grenzen der Plantagenkultur, bei der sich Grund und Boden im unmittelbaren Besitz der Weißen befinden, werden räumlich gegenüber der zwischenwirtschaftlichen Eingeborenenkultur übrigens keine festen und dauernden sein. Ihre Verschiebung, die Ausbreitung der einen, das Zurückweichen der anderen Methode werden in der Hauptsache durch Fragen der Rentabilität bedingt sein. Neben den klimatischen Faktoren werden die Entwicklung der Verkehrswege, die Kosten für die Beschaffung eingeborener Arbeiter, nicht zuletzt auch die Steuerpolitik der Regierung, einen bestimmenden Einfluß auf das materielle Verhältnis der beiden wirtschaftlichen Nutzungsarten ausüben. Auch Misch- und Übergangsformen sind zwischen ihnen denkbar. Aber mögen die Ergebnisse nach der einen wie nach der anderen Seite sich gestalten, wie sie wollen, mögen sie vielleicht schon in naher, absehbarer Zeit einen ausgesprochen günstigen Charakter annehmen: nie darf die Beurteilung und die praktisch kolonialisatorische Leitung aller Verhältnisse in einem derartigen Kolonialgebiet das eine beherrschende Prinzip aus dem Auge verlieren, daß die afrikanischen Kolonien nicht um ihrer selbst, nicht um der Eingeborenen willen da sind, sondern ganz und gar um der weißen Völker willen, die sie in Besitz genommen haben. Daß in den Tropen der Grundbesitz der Eingeborenen der Hauptsache nach bestehen bleibt; daß die Stammesgliederung, die Siedlung in eigenen Dorfschaften und damit ein gewisses Maß von Selbstverwaltung der einzelnen Gemeinden geduldet wird; daß wir im Gegensatz zu Südafrika auf die Durchführung des einheitlichen

Systems entlohnter Dienstbarkeit aller Farbigen gegenüber den Angehörigen der weißen Rasse von vornherein verzichten — das alles sind lediglich notwendige Konzessionen, die aus der Verschiedenheit der klimatisch-physikalischen Verhältnisse, der Bevölkerungsziffer, der Lebensmöglichkeiten für Weiße und Eingeborene und der allgemeinen Wirtschaftsmethoden folgen. Was die Frage des Rechtes der Eingeborenen auf ihr Land, auf ihren Besitz, auf eine eigene fortschrittliche Entwicklung u. dgl. betrifft, so kann die Antwort grundsätzlich hier nicht anders lauten als vorher: ein Recht der Eingeborenen, welches nur um den Preis verwirklicht werden könnte, daß die Entwicklung der weißen Rasse darüber an irgend einem Punkte verkümmern müßte, existiert nicht. Die Idee, daß die Bantus, die Sudanneger und die Hottentotten in Afrika ein Recht darauf hätten, nach ihrer eigenen Façon zu leben und zu sterben, selbst wenn darüber unzählige Existenzen bei den Kulturvölkern Europas in einem proletarischen Kümmerdasein stecken bleiben, anstatt daß sie durch eine Vollaussnutzung der Produktionsfähigkeit unseres Kolonialbesitzes sowohl selbst zu einem reicheren Dasein emporsteigen, als auch den Gesamtbau der humanen und nationalen Wohlfahrt freier in die Höhe richten helfen (sei es in Afrika, sei es in Europa) — diese Idee ist absurd. Als Gegengewicht zu diesem Prinzip erfordert die ideale Durchführung dieses Standpunktes in der praktischen Kolonialpolitik neben der konsequenten Einsicht in das Wesen der historischen Gerechtigkeit im Dasein der Völker und Rassen, wie wir bereits betont haben, freilich auch ein hohes Maß von Gefühl für diejenige ethische Verantwortlichkeit, die eine höherstehende Rasse gegenüber einem minder zur Entwicklung gelangten Typus der eigenen Gattung unter allen Umständen behält.

Damit sind wir abermals bei der Frage nach der besten Art von Organisation der Eingeborenenarbeit in unseren Tropenkolonien angelangt.

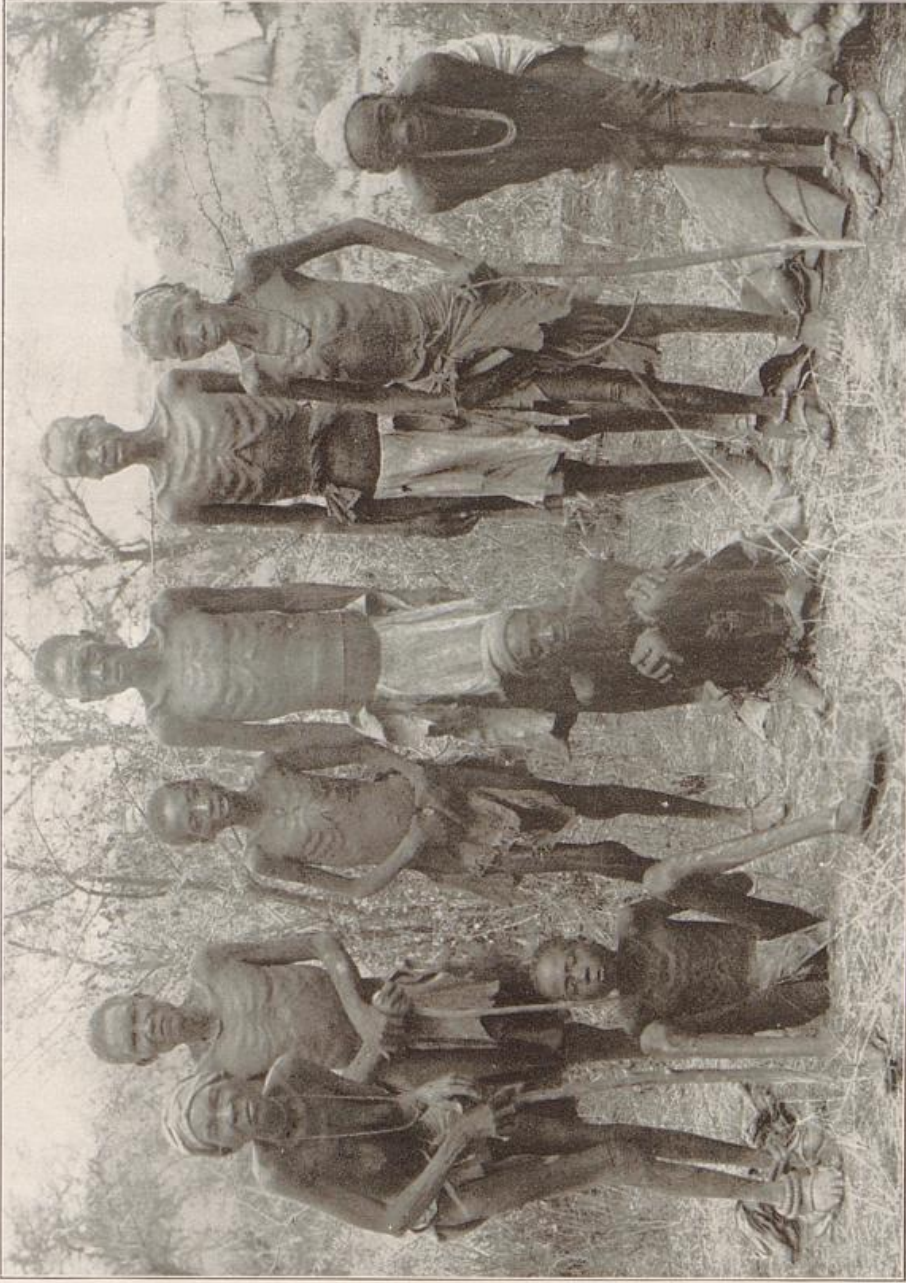
Über den sogenannten „Arbeitszwang“ nun fällt es den Verfechtern wie den Bestreitern des Prinzips zum Teil deshalb so schwer, sich untereinander zu verständigen, weil jeder sich etwas anderes darunter denkt. Lehrreiche Beispiele hierfür finden sich in der bereits erwähnten Arbeit des Dernburgschen Vertrauensmanns Dr. Rathenau über die Verhältnisse Ostafrikas. So ist in Westusambara in Übereinstimmung zwischen Ansiedlern, Missionen und Verwaltung die Praxis eingeführt worden, daß die Eingeborenen verpflichtet sind, in je vier Monaten 30 Tage nach freier Wahl und nach frei zu vereinbarenden Lohnbedingungen bei einem weißen Ansiedler zu arbeiten; tut ein Arbeitsfähiger das nicht, so hat der Fiskus Anspruch auf diejenigen Arbeitstage, die nicht bei einem weißen Arbeitgeber zur Verwendung gelangt sind. Diese Maßnahme ist innerlich durchaus gesund und hat sich in der Praxis sehr gut bewährt. Dr. Rathenau aber sagt von ihr: sie gemahne einigermaßen an Staats-
sklaverei! Wo in dieser Weise mit vorgefaßten Begriffen operiert wird, da kann allerdings kaum die Möglichkeit einer gedeihlichen Verständigung erblickt werden. An anderen Stellen seiner Schrift betont Dr. Rathenau sehr nachdrücklich, wie er an verschiedenen Stellen die Beobachtung gemacht habe, daß die ostafrikanischen Neger auf ihren eigenen Pflanzungen fleißig arbeiteten. Es sei also unberechtigt, zu sagen: der Neger ist faul! Was soll denn in wirtschaftlicher Beziehung mit solchen Beobachtungen bewiesen werden? Es gibt nicht nur an denjenigen Wegen, die Dr. Rathenau und der Staatssekretär Dernburg gezogen sind, sondern noch an sehr vielen anderen Stellen des tropischen Afrika, in den deutschen wie in den englischen und französischen Kolonien, Beispiele dafür, daß von den Negern ein verhältnismäßig intensiver und fleißiger Selbbau betrieben wird. In den Bewässerungskanälen der Wadschagga am Kilimandscharo steckt z. B. eine große Menge Arbeit, und wer auf dem inneren Hochlande von Kamerun, in der Gegend um das Manengubagebirge und in manchen Distrikten von Bali, Bamenda, Bamum und in der Nachbarschaft dieser Gebiete gereist ist, der wird dort

eine so starke intensive und extensive Entwicklung des einheimischen Feldbaus gefunden haben, daß weite Striche beinahe den Eindruck einer europäisch dichten Besiedlung und Kultivierung machen. In anderen Gegenden wiederum ist die Faulheit der Neger so evident, daß auch der wärmste Verteidiger und Lobredner dieser Rasse eine intensive Abneigung möglichst gegen jede Art von Arbeitsleistung wird konstatieren müssen. Hier also arbeitet der Schwarze verhältnismäßig viel und dort arbeitet er unverhältnismäßig wenig — das Entscheidende aber ist, daß er weder hier noch dort die Neigung hat, mehr zu arbeiten, als er zur Befriedigung seiner gewöhnlichen materiellen Bedürfnisse braucht! Das Minimum und das Maximum des Wohlstandes oder der materiellen Existenz, die bei uns Weißen nach der Seite des Maximums sozusagen unendlich weit voneinander entfernt liegen, sie fallen bei der großen Masse der noch in primitiven Zuständen lebenden Neger nur zu nahe zusammen. Mehr als reichliche Nahrung, mehr als einen quantitativen Überfluß an den gewöhnlichen materiellen Genußmitteln, begehrt die Masse und Mehrzahl der Schwarzen Afrikas einstweilen nicht. Das Streben nach fortgesetzter Verbesserung der materiellen und ideellen Lebenshaltung und in der Regel auch schon die bloße Notwendigkeit, um den Lebensunterhalt ähnlich intensiv arbeiten zu müssen, wie die Weißen in den dichtbevölkerten Ländern der außertropischen Zone — sie fallen für den afrikanischen Neger fort. Mir hat einmal einer unserer ältesten Afrikaner, ein hoher Verwaltungsbeamter mit einem halben Menschenalter Tropenerfahrung, seine Ansicht über diese Frage drastisch aber klar dahin ausgedrückt: „Die Differenz zwischen Wohlstandsminimum und Wohlstandsmaximum liegt für den Neger zwischen den Grenzen von sich satt essen und sich satt fressen! Zur Mehrproduktion noch über dies letztere Ziel hinaus muß er erst genötigt werden.“ Einstweilen ist ja die Frage des Arbeitszwanges für die Hauptmasse unseres tropisch-afrikanischen Kolonialbesitzes noch eine bloß theoretische, denn sie könnte praktisch

nur dort in Angriff genommen werden, wo die materiellen Machtmittel der Verwaltung bereits hinreichen. Das aber ist bisher nur in dem kleinsten Teil von Ostafrika und Kamerun der Fall. Erst wenn diese Kolonien von den notwendigsten Eisenbahnlinien durchzogen sind, wird das Problem der Negerarbeit im großen nicht nur finanziell, sondern auch praktisch bedeutsam werden. Zur Klärung der Sachlage muß aber von vornherein an unserem eben festgestellten Ergebnis festgehalten werden, daß nämlich die Frage nicht lautet: Wie bringen wir den Neger dazu, daß er arbeitet? sondern so: Wie bringen wir den Neger dazu, daß er mehr produziert, als seinen gegenwärtigen primitiven Bedürfnissen entspricht? Erst mit dem zu schaffenden Quantum solchen Mehrwerts können wir als mit einer wirklichen kolonialen Eingeborenen-Produktion rechnen. Um diese aber in Gang zu bringen, wird es nicht ohne Zwangsmittel abgehen.

Um zu einer prinzipiell richtigen Beurteilung des Problems der Eingeborenen-Arbeit sowohl für diejenigen kolonialen Gebiete zu gelangen, die am besten dauernd der Volkskultur der Neger überlassen bleiben, als auch für die Plantagen, wird es gut sein, einen kurzen Vergleich zwischen der Eingeborenenarbeit in Afrika und in einigen anderen rein tropischen Wirtschaftsgebieten vorzunehmen, und zwar in der Weise, daß wir uns einmal zwei möglichst gegensätzlich geartete Fälle vergegenwärtigen, zwischen denen die Verhältnisse von Kolonien wie Deutsch-Ostafrika, Kamerun oder Togo in der Mitte liegen. In tropischen Ländern mit einer alten und intensiven einheimischen Kulturentwicklung, z. B. im britischen und niederländischen Indien, ist die einheimische Bevölkerung von alters her an Arbeit als an etwas vollkommen Selbstverständliches gewöhnt; sie ist durch Jahrtausende hindurch zu der praktischen Einsicht erzogen, daß ohne schwere Arbeit, sei es auf dem Acker, sei es im Handwerk oder Gewerbe, für sie an eine Existenz nicht zu denken ist. Der javanische oder bengalische Bauer ist nicht nur fleißig, sondern er ist so fleißig, daß sich jedes andere Ackerbau treibende Volk an seinem Fleiß ein

Muster nehmen könnte. In Ländern dagegen wie z. B. Brasilien und den tropischen Teilen Australiens, bietet die Eingeborenenbevölkerung im Gegensatz hierzu großenteils das Bild einer völligen Unbrauchbarkeit und Unerziehbarkeit zur Arbeit dar. Nicht wenige jener Stämme stehen nicht nur ursprünglich auf einer so tiefen Stufe des Kulturbesitzes und der Kulturbedürfnisse, sondern sind auch so entwicklungsunfähig, physisch so unbrauchbar für die gewöhnlichste regelmäßige und dauernde Arbeitsleistung, daß wirtschaftlich mit ihnen überhaupt nicht oder nur in ganz geringem Maße gerechnet werden kann. Diese physische Arbeitsunfähigkeit war bekanntlich auch überwiegend der Grund für das rasche Zugrundegehen der Eingeborenen auf den Antillen unter dem Arbeitsdruck der Spanier, und für die massenhafte Einfuhr von Negerklaven nach dem Süden der Vereinigten Staaten und nach Amerika. Im Gegensatz dazu war Sklaveneinfuhr nach den Hochländern von Mexiko und Peru, wo arbeitskräftige und arbeitsgewohnte Indianer wohnten, nicht erforderlich. Mitten zwischen zwei solchen Extremen des Wirtschaftslebens der Eingeborenen, wie sie Indien und Brasilien ursprünglich darstellten, liegen durchschnittlich die Verhältnisse im tropischen Afrika. Dieses hat meist eine relativ dichte und arbeitskräftige einheimische Bevölkerung, die über die ersten Anfänge der Urproduktion hinaus ist und vielfach schon geistig und wirtschaftlich die Stufe einer gewissen Halbkultur, so wie sie der Negerrasse aus eigenen Kräften zugänglich ist, erreicht hat. Die Sudanneger, die Eingeborenen von Togo, Nigeria, Dahomé, Nordwestkamerun, Ruanda, die Wanjamwesi oder Wadschagga sind durchaus nicht kulturlose Barbaren. Das können sie schon aus dem Grunde nicht sein, weil sie durchweg einen für afrikanische Verhältnisse hoch entwickelten Ackerbau betreiben. Selbst die heidnischen Feldhereros, die vom Ackerbau kaum etwas wußten, waren in ihrer Vorstellungswelt und in ihrem täglichen Leben keineswegs ohne einen gewissen Kulturbesitz, und um wieviel vorgeschrittenere Verhältnisse in jeder Beziehung auftreten, sobald ein afrikanisches Volk erst Ackerbau treibt,



Ausgehungerte Hereros stellen sich zur Arbeit



Ausgehungerte Hereros stellen sich zur Arbeit

das lehrt ein Vergleich zwischen den Hereros und ihren nächsten engverwandten Nachbarn, den Ovambos.

Wenn nun der Hindu seit zahllosen Generationen an schwere und intensive Arbeit als an sein selbstverständliches Los gewöhnt ist, manche Indianer dagegen am Amazonas und Paraguay oder die australischen Buschwilden überhaupt nicht wissen und unfähig zu begreifen sind, was regelmäßige, täglich sich wiederholende, auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Arbeit ist, so kann man von dem Ackerbau treibenden Neger sagen, daß er die Arbeit zwar nichts weniger als liebt, daß er sie aber kennt und daß er physisch ein gewisses Arbeitsquantum zu leisten vermag. Allerdings würden auch die am meisten an körperliche Arbeit gewöhnten afrikanischen Neger bis auf weiteres nicht imstande sein, in der Weise fortdauernde und regelmäßige systematische Arbeit zu leisten, wie die vorgeschrittenen Völker der weißen Rasse, und zwar — was besonders ausgesprochen werden muß — weniger aus Mangel an physischer Kraft, als weil sie psychisch noch nicht imstande sind, die von Zeit zu Zeit unwiderstehlich auftretenden Momente der Trägheit und des Verlangens nach Ausspannung aus dem Dauergetriebe der Arbeit zu überwinden. Alle unsere bisherige Erfahrung zeigt uns darum aber doch, daß der Neger zu geregelter Arbeitstätigkeit fortschreitend erziehbar ist. Ebenso lehrt uns die Erfahrung, daß nicht nur direkter Druck, sei es der einheimischen Häuptlinge, sei es einer europäischen Verwaltung, sondern bis zu einem gewissen Grade doch auch die Gegenwerte der Arbeit: Geld, verfeinerte Nahrung, Kleidung, Schmuck, Genußmittel, wirksam gemacht werden können, um ihn zur Arbeit anzulocken. Nur wird man durch die noch so lockende Vorhaltung dieser Gegenwerte allein, ohne konsequent angewandte Nachhilfe mit den Mitteln eines irgendwie gearteten Arbeitszwanges, im großen und ganzen nicht dahin gelangen, daß für die Masse der tote Punkt überwunden wird, auf dem sich einerseits die natürliche Trägheit, die Indifferenz gegenüber einer wirklichen dauernden Hebung des Existenzminimums und des Kultur-niveaus,

andererseits das Verlangen nach jenen Kulturgütern sozusagen das Gleichgewicht halten.

Als besonders wirksames Mittel für die Erziehung der Eingeborenen zu einer verstärkten Arbeitsleistung über die Befriedigung ihres Existenzminimums hinaus, hat man die Einführung von Steuern oder eine Arbeitsdienstpflicht der Eingeborenen, die in ähnlicher Weise wie bei uns die Militärdienstpflicht durchzuführen wäre, vorgeschlagen. Der hauptsächlichste Vertreter dieser letzteren Idee ist Dr. Carl Peters. Sie ist prinzipiell berechtigt, denn es läßt sich absolut kein Grund dagegen anführen, daß der schwarze Untertan so gut wie jeder gesunde Vollbürger des Reiches im allgemeinen Interesse dazu genötigt wird, einen Teil seiner Zeit und seiner Kraft ausschließlich dem Wohl des Ganzen zur Verfügung zu stellen. Praktisch würden sich aber der Sache wahrscheinlich sehr große Schwierigkeiten entgegenstellen. Die Einführung und allmähliche Erhöhung einer regelmäßigen Steuerleistung, etwa bis zum Betrage von einem Zehntel des eigenen in Geldwert umgerechneten Jahresbedarfs, wird sich dagegen sicher als ein gut gangbarer Weg herausstellen, sobald durch die genügende Erweiterung des kolonialen Eisenbahnnetzes ein vorteilhafter Abtransport der infolge der Steuerarbeit erzeugten Produkte ermöglicht wird. Die eingeborene Bevölkerung Ostafrikas, die jetzt auf 8 bis 10 Millionen Köpfe geschätzt wird, ist an sich ohne weiteres imstande, einen Steuerbetrag von 100 Millionen Mark auf dem Wege aufzubringen, daß sie für diesen Wert Produkte der üblichen einheimischen Wirtschaft über ihren eigenen Bedarf hinaus erzeugt und verkauft; die notwendige Voraussetzung ist nur, daß jemand da ist, der den Schwarzen ihre Produktion abkauft. Das kann nur geschehen, sobald sie auf Schienenwegen zur Küste verfrachtet werden kann. Im übrigen darf natürlich nicht vergessen werden, daß der Wert der Pflanzungsprodukte der Weißen, sei es auf Plantagen nach dem Tropensystem, sei es in den zur Landwirtschaft geeigneten zusammenhängenden Niederlassungsgebieten auf den inneren Hochländern verhältnismäßig ein sehr viel größerer ist, als der der Eingeborenen-

Kulturen, und daß die weißen Unternehmer in einer Tropenkolonie an gut gehenden, von ihnen selbst betriebenen Pflanzungen mehr verdienen, als am bloßen Aufkauf und Export von Eingeborenen-Produkten. Auf jeden Fall aber muß die genügende Versorgung mit eingeborenen Arbeitskräften, die in Ländern wie Brasilien oder Indien durch die dortigen vorgeschritteneren Kulturverhältnisse gesichert ist, in einer Kolonie wie Ostafrika oder Kamerun Gegenstand einer bewußten Eingeborenenpolitik sein. Natürlich kann von einer solchen, wie wir bereits mehrfach betont haben, im eigentlichen Sinne erst von dem Zeitpunkt ab die Rede sein, wo das koloniale Eisenbahnsystem hinreichend ausgebaut ist. Sobald das aber der Fall ist, könnte es nur den Eindruck der Hilflosigkeit oder bewußten mangelnden Willens machen, wenn eine Kolonialverwaltung erklärt, sie sei nicht in der Lage, in einem Gebiet, das über die notwendigen Schienenverbindungen und über eine Negerbevölkerung von soundsoviel Millionen Köpfen verfügt, eine solche Eingeborenenpolitik zu machen, daß die Plantagengebiete mit Arbeitern versorgt sind. Wer da glaubt, so etwas ginge überhaupt nicht, oder es ginge nur auf Grund einer brutalen und Gefahr bringenden Vergewaltigung der Neger, der sagt damit allerdings, daß es nicht sein Beruf oder seine Gabe ist, ein Negerland zu verwalten. Richtig angefaßt, ist der Neger gerade auf Grund seiner unbedingten Zugänglichkeit und Gewöhnung an autoritäre Einflüsse und seiner durchschnittlich geringen Festwurzelung am Boden für den, der es versteht, nicht so schwer dahin zu dirigieren, wo man ihn hin haben will. Natürlich muß dafür gesorgt werden, daß an den Arbeitsstellen in Bezug auf Löhnung, Verpflegung und Allgemeinbehandlung solche Verhältnisse herrschen, daß der Zuzug nicht auf Grund der Berichte derer, die aus den Arbeitsgebieten in ihre Heimat zurückkehren, abgeschreckt wird. Dafür zu sorgen, ist aber so gut Sache einer weitblickenden und sich nicht einseitig als Anwalt der farbigen Rasse fühlenden Verwaltung, wie es ihre Sache ist, auf die großen, mit stagnierenden oder in zu träger Bewegung befindlichen

Arbeitskräften gefüllten Reservoirs in der Weise zu drücken, daß ein dauernder Abfluß nach den gewünschten Richtungen stattfindet.

In unseren beiden großen Tropenkolonien Ostafrika und Kamerun würde sich also das Ideal praktischer nationaler Kulturpolitik mit Rücksicht auf die drei hier gegebenen Wirtschaftsformen: weiße Besiedlung, Plantagenbetrieb und Eingeborenen-Volkskultur, etwa folgendermaßen gestalten. Gemeinsame Grundvoraussetzung für alle drei Wirtschaften ist das Subordinationsprinzip im Verhältnis der farbigen zur weißen Rasse, nicht in dem Sinne, daß dem einzelnen Weißen dem einzelnen Farbigen gegenüber ohne weiteres ein Herrenrecht zustände, wohl aber in dem, daß wir als Nation ein unseren nationalen Gesamtinteressen entsprechendes Verfügungsrecht über die Arbeitskräfte unserer schwarzen afrikanischen Untertanen in Anspruch nehmen. Zu dem Zweck ist es natürlich erforderlich, daß vor allen Dingen unsere materielle Autorität gegenüber den Negern unerschütterlich stabilisiert wird. Dies Ideal kann vorläufig nur überall dort verwirklicht werden, wo genügende Verkehrsverbindungen, vor allen Dingen Eisenbahnen, existieren. Sobald aber das Eisenbahnnetz in Ostafrika, Kamerun und Togo in dem vorläufig durch die Kolonialverwaltung in Aussicht genommenen Umfange verwirklicht ist, wird die Aufrechterhaltung der unbedingten politischen Autorität des Reiches keine großen Schwierigkeiten mehr machen, und das wird um so weniger der Fall sein, je mehr wir darauf bedacht sind, die eigentlichen Quellen des Widerstandes gegen eine solche Autoritätspolitik an der richtigen Stelle abzugraben. Wie bereits angedeutet, sind sie nicht bei der Masse der Neger zu suchen, sondern bei dem bisherigen Herrenstand unter den Eingeborenen, d. h. vor allen Dingen bei den Häuptlingen und den Zauberpriestern. Die große Masse hat bisher in Furcht und Gehorsam gegenüber diesen ihren eingeborenen Autoritäten gelebt und ist von diesen oft unter einem so starken geistigen und materiellen Druck gehalten worden, daß dem gegenüber die Anforderungen unserer Herrschaft nicht nur

innerlich, sondern auch äußerlich als die gemäßigteren und humaneren erscheinen werden.

Auf dieser Generalgrundlage muß es unser Ziel sein, in allen klimatisch geeigneten Teilen von Ostafrika und Kamerun (Togo kommt hierfür so gut wie gar nicht in Betracht) ein bodenständiges deutsches Ansiedlertum als soziale und wirtschaftliche Oberschicht in ähnlicher Weise zu begründen, wie das in Südwestafrika das Ziel der gegenwärtigen Entwicklung ist. Auch in diesen eigentlichen Ansiedlungsgebieten muß es die Regel sein, daß schließlich sowohl bei der Agrarproduktion als auch bei der Viehzucht die grobe Arbeit von Schwarzen verrichtet wird. Der Weiße soll, sei es als selbständiger Besitzer, sei es als Angestellter, nur solche Arbeit tun, die der Schwarze nicht zu leisten imstande ist, denn es wäre eine falsche Kulturökonomie, wenn die unmittelbare Tätigkeit des Weißen statt allein für wirklich qualifizierte Arbeitsleistungen auch für solche Aufgaben verwendet wird, für die der Schwarze ebenso gut geeignet ist.

Was ferner die Plantagengebiete anbetrifft, so müssen wir bei diesen gleichfalls unter dem Gesichtspunkt des nationalen Kulturzwecks ein Doppeltes unterscheiden: ihre rein wirtschaftliche und ihre nationalkulturelle Bedeutung. In erster Beziehung müssen sie natürlich so gut wie alle ähnlichen Unternehmungen einer Beurteilung nach ökonomischen Prinzipien, d. h. nach solchen der kommerziellen Rentabilität, unterliegen. Dies ist der Gedanke, den der Staatssekretär Dernburg auf dem Wege über die bereits mehrfach erwähnte Rathenausche Schrift als für ihn allein maßgebend hat mitteilen lassen. Wenn wir uns aber in denjenigen Gebieten umsehen, in denen der Anbau tropischer Plantagen gewächse auf Rechnung und unter Leitung des europäischen Kapitals sonst stattfindet, so finden wir, daß faktisch dabei auch noch andere Momente als die bloß handelswirtschaftlichen eine Rolle spielen. Die tropische Plantagenkultur ist bis zu einem gewissen Grade Sache des internationalen Kapitals geworden. Im niederländischen Ostindien z. B. ist nicht nur holländisches, sondern auch deutsches Kapital beteiligt. Deutsches Geld steckt auch mit sehr

bedeutenden Beträgen in den Kaffee- und Kakaopflanzungen Süd- und Zentralamerikas, in den indischen Kautschukplantagen und in anderen Unternehmungen der Art. Diese Betriebe sind zum Teil als Unternehmungen des großen Kapitals in der Form von Aktiengesellschaften mit bezahlten auswärtigen Direktoren und Pflanzungsleitern organisiert, zum Teil aber auch als solche kleinerer und mittlerer Kapitalisten, die nicht selten selbst einen größeren Teil ihres Lebens draußen auf der Pflanzung zubringen. In dieser wie in jener Form schaffen sie einen besonderen Typus des Übersee-Europäers, der zwar nicht, wie der Kolonist in den eigentlichen Ansiedlungsgebieten, fern vom Mutterland sich dauernd einwurzelt, aber doch im Durchschnitt so lange Jahre jenseits des Meeres innerhalb eines ganz besonders gearteten Wirkungskreises, im Umgang mit fremden farbigen Rassen und mit großer persönlicher Selbständigkeit und Verantwortlichkeit, verlebt, daß sein Wesen, d. h. seine Art aufzufassen, zu denken und zu urteilen, eine bemerkenswerte Veränderung der ursprünglichen Grundsubstanz erlebt. Ein gewisser Einschlag dieser überseeischen Art ist für jede Nation von großem Vorteil, und er wird am sichersten eben dadurch erzeugt, daß eine nicht zu kleine Zahl ihrer Angehörigen in der eben charakterisierten Weise einen längeren Abschnitt ihres Lebens „drüben“ zubringt. Dabei ist es natürlich von besonderem Vorteil, wenn diese Tätigkeit nicht in einem fremdländischen Gebiet, in Staaten wie Guatemala oder Venezuela, oder in einer holländischen oder französischen Kolonie, stattfindet, sondern auf deutschkolonialem Boden. Bei uns sind in dieser Beziehung erst sehr kleine Anfänge vorhanden. Unsere ostafrikanischen und Kameruner Pflanzungen beginnen eben erst das Stadium der uranfänglichen Entwicklungskrankheiten zu verlassen. Kapitalien und Menschenmaterial, die in den ersten beiden Jahrzehnten unserer kolonialen Entwicklung in sie hineingesteckt war, waren, die einen quantitativ, die anderen qualitativ, oft nicht genügend. In dieser wie in jener Richtung bahnt sich aber jetzt eine deutliche Änderung der Verhältnisse zum Guten an. Noch wird allerdings wohl eine längere Reihe von Jahren darüber hin-

gehen, bis das ganze Plantagenwesen in unseren tropischen Kolonien, wozu ja nicht nur Ostafrika und Kamerun, sondern auch unsere Besitzungen in der Südsee gehören, soweit in größerem Stile vorgeschritten ist, daß der Gesichtspunkt der überseeischen Persönlichkeitsbildung auf unseren Besitz in ähnlicher Weise angewendet werden könnte, wie im tropischen Amerika oder in Indien, aber zweifellos ist eine solche Entwicklung im Gange.

Die Hauptschwierigkeit ist und bleibt es, die Eingeborenen-Arbeit in den der sogenannten Volkskultur vorbehaltenen Gebieten auf eine solche Weise zu organisieren, daß eine möglichst kräftige Produktion in allen Gegenständen der Eingeborenenkultur stattfindet, die unserer nationalen Industrie oder unserer Volksernährung von besonderem Nutzen sind. Dabei versteht es sich von selbst, daß Erhöhung der Eingeborenenproduktion in einer Kolonie auch Erhöhung der Verbrauchsfähigkeit und der Steuerkraft der Neger bedeutet, und daß eins wie das andere mit in den Dienst unserer nationalen Allgemeininteressen, denen ja die Kolonialpolitik als solche überhaupt nützen soll, gestellt wird. Dabei wird es praktisch einen großen Unterschied machen, ob etwa die zersplitterten, unter kleinen und losen Häuptlingschaften und oft fast ganz ohne politische Organisation dahinlebenden Küsten- und Urwaldstämme Kameruns, oder Negervölker von vorgeschrittener staatlicher Entwicklung, wie die Balis und Bamums, die Warundi oder Wanjaruanda, die unter starken mehr oder weniger despotischen Häuptlingschaften leben, zur verstärkten Produktion wirtschaftlicher Güter erzogen werden sollen. Auf der einen Seite darf, wie wir weiter oben bemerkt haben, die Macht der bisherigen Stammeshäuptlinge durch die allgemeine Zunahme des materiellen Wohlstandes in ihren Herrschaftsgebieten nicht in gefährlicher Weise gestärkt werden — auf der andern Seite ist in der Gewalt der eingeborenen Häuptlinge ein bequemes Mittel zur Arbeitserziehung ihrer Untertanen gegeben. Was dem unentwickelten Buschneger bisher noch fremd ist, der Massengehorsam gegenüber einer, wenn auch barbarischen, so doch immerhin den Fortschritt zu organisierten Lebensformen repräsentieren-

den Häuptlingsdespotie, das ist einigen großen Negervölkern des Binnenlandes, z. B. den vorhin genannten, eine von altersher gewohnte Sache. Nichts ist schwieriger, als die im Urwald verzeitelten und verstreuten kleinen Horden, Dorfschaften und Stämme der Buschneger zu irgend einer regulären Arbeit und Produktion, sei es noch so sehr in ihrem eigenen Interesse, zu bringen. Die organisierten Völkerschaften dagegen vermag man durch das Mittelglied der Häuptlingschaften oder sogenannten Sultanate zu fassen. Hier liegt also die Aufgabe unserer Eingeborenenpolitik darin enthalten, daß wir uns durch genügende Verbindungswege und militärische Besatzungen an den beherrschenden Plätzen der Untertänigkeit der großen Häuptlinge in dem Sinne versichern, daß jene uns in der Heranziehung ihrer Untertanen zu verstärkter wirtschaftlicher Produktion durch den Druck ihrer von altersher eingewurzelten Autorität unterstützen. Diese einheimische Häuptlingsautorität muß für uns ein Hauptmittel zur Beherrschung unserer schwarzen Untertanen sein: unter der nachdrücklich zu betonenden Voraussetzung allerdings, daß es sich fortannur noch um eine Autorität unter unserer unbedingten Oberhoheit handelt. Auf der anderen Seite muß den von uns beherrschten Schwarzen unsere moralische Überlegenheit wo notwendig auch durch eine nachdrückliche Fürsorge für ihre wirklichen Nöte vor Augen geführt werden — wie neulich bei der Ovambohungersnot durch das Gouvernement von Südafrika. In der Rassenfrage gehören wahres Wohlwollen und bewußte Strenge eben zusammen. „Wer ihr Maß richtig auszuteilen versteht und wer die Einsicht und die Charakterstärke zugleich besitzt, den verschiedenartigen Sinn des Begriffs der Gerechtigkeit gegenüber der weißen und der eingeborenen Rasse durch seine Persönlichkeit als eine lebendige und organisatorische Einheit zur Darstellung zu bringen, — der wird auch das sittliche Recht der afrikanischen Kolonisation beweisen, in dem er es verkörpert.“ *)

*) Preussische Jahrbücher, Bd. 131, Heft 2, S. 316.



Joja, Häuptling von Bamum, Nordwestkamerun

Zweites Kapitel

Deutsch-chinesische Kulturpolitik

Wir haben gesehen, daß für die afrikanische Kolonialpolitik die Aufgabe der Durchsetzung unseres nationalen deutschen Kulturinteresses untrennbar mit dem Problem der Rassenpolitik gegenüber den Eingeborenen Afrikas verbunden ist. Wenn wir von unserem im Verhältnis zu Afrika wenig bedeutenden Kolonialbesitz in der Südsee absehen, wo die Verhältnisse im großen und ganzen ähnlich liegen wie in Afrika, so bleibt als ein weiteres Gebiet, auf dem es sich für uns gleichfalls um die Verwirklichung besonderer nationaler Kulturinteressen innerhalb des Lebens- und Kulturkreises einer fremden Rasse handelt, vor allen Dingen noch China übrig. Den natürlichen Anknüpfungspunkt für eine deutsche Kulturpolitik in China bildet zunächst die politische und wirtschaftliche Basis, die wir dort in Gestalt des Kiautschou-Schutzgebiets besitzen. Allerdings ist die Aufgabe, um die es sich hier handelt, für uns nicht erst durch den Besitz von Kiautschou oder Tsingtau gegeben. Die Engländer und Franzosen, die der ostasiatischen Kulturwelt gegenüber in derselben Lage sind wie wir, sind zugleich freilich auch direkte koloniale Nachbarn Chinas, aber das Beispiel der Amerikaner, die von allen in China interessierten Nationen die größte Rührigkeit in kultureller Beziehung entfalten und dabei doch nirgends Grenznachbarn des chinesischen Staatsgebietes sind, zeigt, daß diese Bedingung nicht notwendig zur Sache gehört und daß auch die deutschen Interessen nicht an den Besitz von Tsingtau gebunden sind.

Von den beiden großen ostasiatischen Kulturvölkern hat Japan

zuerst den Schritt zur Aneignung der westlichen Kultur getan, nicht weil die Japaner von dem höheren inneren Wert des Kulturbesitzes der Westvölker überzeugt gewesen waren, sondern weil sie einsahen, daß sie ohne diesen weder imstande sein würden, ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit zu behaupten, noch vollends den Wunsch nach Erweiterung ihrer nationalen Machtsphäre zu verwirklichen. Einmal gefaßt, wurde der Gedanke der teilweisen Modernisierung im Sinne der westlichen Kultur von ihnen auch mit der größten Energie durchgeführt, und wir alle sind in den letzten Jahren Zeuge davon gewesen, zu welchen Erfolgen Japan in der Konsequenz jener Modernisierungsarbeit fortgeschritten ist. Natürlich handelt es sich hierbei schon aus dem Grunde um etwas ganz anderes, als bei der Umwandlung der afrikanischen Verhältnisse durch die Kulturpolitik europäischer Nationen, weil Japan bei seiner Modernisierung nicht unter dem Druck eines fremden politischen Willens gestanden hat, sondern den ganzen Prozeß aus eigener Initiative und in vollkommener Autonomie eingeleitet und durchgeführt hat. Auf der anderen Seite liegt aber doch ein wichtiger Vergleichspunkt zwischen Afrika und Ostasien darin, daß in beiden Fällen die Aufgabe der Übertragung desjenigen Kulturbesitzes, den sich die weiße Rasse erarbeitet hat, auf solche Völker vorliegt, die zwar in ihrer Art kultiviert, uns aber durchaus rassenfremd sind, und deren eigene und originale Rassenkultur ohne Zusammenhang mit unserer occidentalen, „mittelländischen“ Kultur entstanden ist. Außerdem stehen wir Abendländer, wenn wir auch die ostasiatischen Völker auf keinen Fall in ähnlicher Weise in der Art als bloße Objekte einer nationalen Kulturpolitik im Sinne unserer Interessen betrachten können, wie wir es mit den afrikanischen Eingeborenen tun, der Modernisierung der Japaner und Chinesen doch auch als interessierte Mächte gegenüber, denen sehr viel daran liegen muß, ihrer nationalen Kultur unter der fremden Rasse Einfluß zu verschaffen. Afrika und seine Völker sind für die Kulturpolitik der Weißen lediglich Objekt, weder kann von einer Wechselwirkung zwischen europäischer und afrikanischer Kultur die Rede sein, noch von einer solchen zwischen der



Chinesischer Landmann

weißen und der schwarzen Rasse — es sei denn in dem Sinne, daß durch physische Blutmischung bedauerliche Degenerationsformen des mittelländischen Rassen- und Kulturtypus entstehen. In Ostasien steht die dortige alte Kulturrasse dem europäischen Wesen durchaus als ein selbständig urteilendes, handelndes, aufnehmendes oder ablehnendes Subjekt gegenüber. Gerade darum aber kommt es für die europäischen Völker, zu denen in diesem Sinne natürlich auch die Amerikaner gehören, d o p p e l t d a r a u f a n, ob und in welchem Umfange sie ihrem besonderen Kulturbesitz einen merklichen Einfluß auf den Umbildungsprozeß verschaffen, den die Ostasiaten von sich aus für ihre alte originale Rassenkultur einleiten. Dabei wird die jetzt sich vollziehende Ausschließung Chinas sowohl in politischer als auch in ökonomischer und allgemein kultureller Hinsicht sich als viel folgenreicher erweisen, als die Ausschließung Japans, sobald erst der Prozeß der Mischung mit der „westlichen Wissenschaft“ in dem gewaltigen Staats- und Volkskörper Chinas etwas längere Fortschritte gemacht haben wird. Ich habe im vorigen Jahre im Auftrage der Preußischen Jahrbücher zum Studium des chinesischen Problems in seiner gegenwärtigen Gestalt mehrere Monate in China zugebracht, und die Ergebnisse dieses Aufenthalts sind, zugleich mit einer Studie über die spezielle Bedeutung unserer Kolonie Tsingtau, in den Preußischen Jahrbüchern und darnach im Sonderabdruck erschienen. *) Dort habe ich mich gleichfalls bemüht, im Zusammenhang mit der Darstellung der Verhältnisse, die zum Anbruch des gegenwärtigen chinesischen Reformzeitalters geführt haben, die Notwendigkeit einer bewußten deutschen Kulturpolitik in China zu zeigen. Die alte Idee von dem bevorstehenden Zerfall Chinas oder von einer Aufteilung des Landes in verschiedene politische Interessensphären, wie sie unmittelbar nach dem chinesisch-japanischen Kriege von 1896 und nach dem Boxeraufstande in Europa allgemein verbreitet war, ist jetzt vollständig abgetan. Damals, nach der Niederlage Chinas gegen Japan, rettete die Intervention Deutschlands, Rußlands und Frankreichs die chinesische Regierung vor den über-

*) Deutsch-chinesische Studien, Berlin 1909. Verlag Georg Stilke.

mäßigen Ansprüchen der Japaner, die nichts geringeres zum Ziel hatten, als die Vorbereitung ihres Protektorats über ganz China. Die Verworrenheit der damaligen innern Zustände des Reichs, der Gegensatz zwischen Süd- und Nordchinesen, die Aufstände gegen die Dynastie an verschiedenen Orten, schließlich die sogenannte Boxerbewegung selbst, die sich ursprünglich nicht nur gegen die Fremden, sondern ebenso gegen die eigene Regierung richtete — das alles zusammen konnte in der Tat den Gedanken an einen bevorstehenden Auseinanderfall Chinas aufkommen lassen. War doch China auch in früheren Perioden seiner Geschichte oft lange Zeit hindurch kein Einheitsstaat gewesen, sondern in eine größere oder geringere Anzahl politischer Sondergebilde getrennt. Für diesen Fall suchten sich die Mächte vorweg ihre besonderen Interessensphären zu sichern. Rußland eignete sich, halb durch Vertrag, halb durch Gewalt, das Protektorat über die Mandschurei an; die Franzosen beanspruchten Südchina, die Engländer das ganze sogenannte Jangtsebecken, räumlich die Hälfte, der Bevölkerung nach zwei Drittel von China, und bei dieser Sachlage mußte auch die deutsche Politik sich wenigstens einen tatsächlichen Stützpunkt sichern. So kamen wir nach Tjingtau. Hätte sich damals die Aufteilung Chinas in dem angedeuteten Sinne verwirklicht, so hätte sich natürlich die Einführung der europäischen Kultur unter ganz anderen Formen vollzogen, sozusagen unter unmittelbarer Regie der europäischen Nationen, die jede für ihren kulturellen Einfluß ein bestimmtes vorzugsweise ihr zugewiesenes Gebiet gehabt hätten. Alle jene Voraussetzungen über die kommende Entwicklung in China haben sich aber jetzt als irrig erwiesen. Das politisch-nationale Selbstgefühl und das staatliche Einheitsbewußtsein der Chinesen haben solche Fortschritte gemacht, daß an eine Verteilung Chinas, sei es in welcher Form auch immer, unter Europäer, Amerikaner und Japaner in keiner Weise mehr gedacht werden kann. Namentlich Japans, Rußlands, Frankreichs und Englands bisherige Pläne sind so auf absehbare Zeit, vielleicht auf immer, gegenstandslos geworden. Im deutschen Interesse können wir diese Wendung aus dem Grunde nur mit Befriedigung

begrüßen, weil wir weder, wie Japaner, Russen und Franzosen tun, direkt an China grenzen, noch wie die Engländer eine überwältigende Seemacht zur Verfügung haben. Deutschland ist am besten damit gedient, daß China stark genug und konsolidiert genug ist, um allen fremden Nationen gegenüber gleichmäßig seine Selbständigkeit und den Grundsatz der offenen Tür, des gleichen Rechts für alle, zu wahren.

Über die Gründe, die auf Seiten Chinas den Entschluß gezeitigt haben, nach langem Widerstreben nun doch die Tore für die westliche Kultur weit zu öffnen, verweise ich auf meine bereits erwähnten Studien aus den Preussischen Jahrbüchern. Die Entscheidung hat der Sieg Japans über Rußland gebracht. Während des ersten halben Jahrhunderts nach dem Beginn einer näheren materiellen Bekanntschaft mit den Westvölkern, im englisch-chinesischen Opiumkriege von 1841, beschränkten sich die Chinesen darauf, einzelne Erzeugnisse der fremden Kultur, deren praktische Wirksamkeit und Überlegenheit sie kennen gelernt hatten, äußerlich in Gebrauch zu nehmen. Sie kauften europäische Kanonen und Panzerschiffe, zogen Militärinstruktoren und Techniker in ihre Dienste, versuchten nach deren Angaben selbst Gewehre und Geschütze zu fabrizieren, Befestigungen zu bauen und dergleichen mehr, aber sie blieben bei ihrem alten Prinzip der bedingungslosen und einheitlichen Höhererschätzung ihrer eigenen Kultur gegenüber der fremden. Daß die Fremden stärkere Kriegswerkzeuge, leistungsfähigere technische Apparate zu bauen verstanden, das erschütterte weder die Masse des Volkes noch die Vertreter und Hüter der klassischen chinesischen Bildung in ihrer althergebrachten Überzeugung von der absoluten kulturellen Superiorität Chinas gegenüber den Barbaren. Von dem innern Zusammenhang der überlegenen Waffen- und Maschinenteknik der Westländer mit der ganzen westlichen Kultur hatten sie keine Vorstellung. Die natürliche Folge dieses Standpunktes war, daß China mit seinen Versuchen zur bloß äußeren Nutzbarmachung einiger westlicher Erfindungen Schiffbruch litt, so zuerst im Kriege mit Japan 1896, und darnach beim erneuten Zusammen-

stoß mit den Westländern während der Boxerunruhen 1900. Gerade der Boxeraufstand hatte zunächst zur Folge, daß die im Stillen bereits in der Bildung begriffene radikale chinesische Reformpartei, die den Gedanken einer wirklichen inneren Assimilation der fremden Kultur vertrat, wieder ins Dunkel zurückgeschleucht wurde. In gewissem Umfange beschäftigte aber das Problem der Staatsreform doch selbst die regierenden Kreise weiter, und man begann auch offiziell, die westlichen Einrichtungen etwas genauer zu studieren. Da traf der Sieg Japans über Rußland den am Ruder befindlichen chinesischen Konservatismus wie ein Gewitterschlag. Nun war es offenbar, daß ein den Chinesen verwandtes und in seiner ursprünglichen Kultur von ihnen abhängiges Volk dadurch über den Westen gesiegt hatte, daß es beim Westen in die Lehre gegangen war. Die Chinesen sahen dabei das kulturell minderwertige Rußland fälschlicherweise als vollwertigen Vertreter der europäischen Kultur an, aber dieser Irrtum beeinträchtigte nicht weiter die praktische Bedeutung ihrer Schlußfolgerung: daß nun, wenn man sich dem Westen gegenüber behaupten, die politische und wirtschaftliche Autonomie des Reiches wahren wolle, nichts übrig bliebe, als dem Beispiel Japans zu folgen und sich den Westvölkern durch eine ähnliche tiefgreifende und innere Aneignung ihrer Kultur ebenbürtig, womöglich überlegen zu machen.

Noch ist die altchinesische Partei keineswegs bedeutungslos, noch ist lange nicht allen Schichten der Nation die wahre Bedeutung des Reformproblems aufgegangen, wiewohl man ohne Übertreibung sagen kann, daß von oben bis unten kaum eine breitere Schicht existiert, in der eine mehr oder weniger umfassende Reformnotwendigkeit nicht prinzipiell anerkannt würde. Was aber tatsächlich bereits geschehen ist, reicht hin, nicht nur um eine Umkehr zu dem alten System unmöglich zu machen, sondern auch um die einmal begonnene Entwicklung mit zwingender Notwendigkeit immer weiter vorwärts zu drängen. Die Einführung einer konstitutionellen Verfassung ist, wenn auch nicht unmittelbar, so doch für einen nicht mehr fern liegenden Zeitpunkt von der Regierung in bindender Form zugesagt worden; die Grund-

lagen des alten chinesischen Staatswesens in administrativer, finanzieller und militärischer Beziehung sind schon jetzt in energischer Umformung begriffen, und vor allen Dingen: am entscheidendsten Punkt, in der Frage der Unterrichtsform, ist dem Baume des alten chinesischen Wesens von oben herab die Art an die Wurzel gelegt worden. Es ist bezeichnend für das chinesische Wesen, daß in den Kundgebungen der Regierung wie bei allen Forderungen der öffentlichen Meinung die Staatsreform mit der Schulreform beginnt. So ist z. B. das alte chinesische Examenwesen, durch das hindurch allein jahrtausendlang der Zugang zum Beamtentum, zu den höchsten Stellen und Ehren im Staate sich öffnete, gefallen. China hatte bis dahin zwar ein staatliches Prüfungswesen, aber keinen staatlichen Unterricht gehabt. Es blieb jedermann überlassen, sich die nötigen Kenntnisse in den alten Klassikern anzueignen, und sich dann den amtlichen Prüfungsbehörden, von denen die Grade erteilt wurden, zu stellen. Jetzt hat der Staat das Schulwesen in die Hand genommen. Es werden niedere, mittlere und Hochschulen aus öffentlichen Mitteln gegründet, und an allen diesen Schulen bilden die westlichen Wissenschaften neben den chinesischen Klassikern obligatorische Lehrgegenstände. Natürlich können die wissenschaftlichen Erfolge dieses neuen Systems vorläufig noch keine großen sein, weil es eigentlich noch fast an allem fehlt. Es fehlt an Lehrkräften, es fehlt an Lehrmitteln, es fehlt an systematischer, modern-pädagogischer Erfahrung, es fehlt vor allen Dingen noch an einer Vorstellung darüber, wie die sehr schwierige organische Verbindung zwischen der alten chinesischen Kultur und Bildung und der von außen kommenden neuen Wissenschaft geschaffen werden soll — aber die Entwicklung als solche ist im Gange und kann auf keinen Fall mehr zum Stillstand gelangen. Damit ist für die Kulturvölker der mittelländischen Rasse, im Unterschied zu der früheren Idee einer Reservierung besonderer umgrenzter Interessengebiete für jede der konkurrierenden Nationen, die Aufgabe Chinas gegenüber dahin festgestellt, daß es nun gilt, einen allgemein kulturellen Einfluß auf die Entwicklung des chinesischen Reformwerks

zu gewinnen. Um die volle Bedeutung dieser Tatsache zu würdigen, müssen wir uns vorstellen, daß es sich in China um ein Volk von 400—500 Millionen Menschen handelt, in dem eine elementare innere Bewegung begonnen hat. Dieses Volk ist durchaus nicht nur mit einem beinahe unbegrenzten passiven Widerstandsvermögen, sondern auch mit großen aktiven Kräften begabt. Es besitzt nicht nur eine alte Kultur, sondern mit dieser und in ihr auch feste und erprobte sittliche Wertbegriffe. Es besitzt große Geschicklichkeit und Erfahrung in Fragen der wirtschaftlichen Organisation und es besitzt ein Land, in dem die wichtigsten industriellen Rohstoffe, Kohle und Eisen, in so großer Menge und zum Teil unter so günstigen Lagerungs- und Abbauverhältnissen vorhanden sind, wie sonst nirgends auf der Welt. Wenn wir den bisherigen Verlauf der chinesischen Geschichte gegen die Epoche halten, die China jetzt durchlebt, so müssen wir zu der Vermutung gelangen, daß es wahrscheinlich nicht sehr lange dauern wird, bis die Chinesen unter dem Einfluß der von ihnen jetzt adoptierten abendländischen Kulturfaktoren in ihrer Fähigkeit zur materiellen und ideellen Ausnutzung dieser Güter im Wettbewerb mit allen übrigen Nationen überraschend weit gelangt sein werden. Es liegt auf der Hand, daß diejenigen unter den westlichen Kulturvölkern, denen es gelingt, ihren besonderen Kulturwerten zu merklichem Einfluß auf die im Gange befindliche chinesische Kulturreformation zu verhelfen, entscheidende positive Vorteile von einem solchen Patenverhältnis zu der zukünftigen chinesischen Kultur haben und imstande sein werden, wirtschaftlichen und politischen Gefahren, die der übrigen Welt vielleicht von dem Erstarken Chinas her drohen, erfolgreicher als andere zu begegnen. Nichts wäre verkehrter, als der chinesischen Rasse gegenüber ähnliche Gesichtspunkte anwenden zu wollen, wie sie den Neger gegenüber geboten sind. Zwar handelt es sich vielleicht auch bei der Gegenüberstellung der weißen und der gelben Rasse um zwei bereits in ihrer ursprünglichen Anlage verschieden gearteten Zweige des Menschengeschlechts, oder auch um eine alte und tiefgehende Mischung verschiedener Elemente. Der Ursprung der chinesischen Kultur ist noch



Dornehmer Chinese

nicht aufgeklärt. Geographische und geschichtliche Fingerzeige scheinen dafür zu sprechen, daß das uranfängliche Kulturvolk, aus dessen Verschmelzung mit den eingeborenen Stämmen des kontinentalen Ostasiens die heutigen Chinesen hervorgegangen sind, seinen Sitz nicht auf der meerwärts gewandten östlichen Abdachung des Erdteils gehabt hat, sondern daß es aus dem inneren Hochasien in das heutige China hinabgestiegen ist. Alsdann ist es auch in hohem Grade wahrscheinlich, daß ein innerer Zusammenhang zwischen der ältesten ostasiatischen und der ältesten westasiatischen Kultur besteht und daß wir den gemeinsamen ersten Ausstrahlungspunkt beider in Innerasien, vielleicht im heutigen Turan zu suchen haben. Wie dem aber auch sei — die Chinesen haben durch ihre Geschichte gezeigt, daß sie gerade als Rasse im Besitz einer geradezu erstaunlichen Kulturkraft sind. Sie haben von einem räumlich im Verhältnis zu der späteren Entwicklung Chinas sehr beschränkten Ausgangsgebiet im Nordwesten des heutigen Reichs im Laufe der Jahrtausende ganz Ostasien ihrer Kultur untertan gemacht. Sie haben bei weitem den größten Teil dieses Ländergebiets außerdem zu einem in der Idee stets und in der Praxis überwiegend einheitlichen Staatswesen zusammengefaßt. Sie haben darüber hinaus zu den Mongolen Innerasiens, zu den Tibetanern, zu den Völkern der hinterindischen Halbinsel, zu den Koreanern, zu den Japanern, ja bis auf die Inseln des Indischen Archipels stärkere oder schwächere Ableger ihrer Kultur verbreitet. Sie haben zu einer Zeit, als im Abendlande die griechische Philosophie ihre ersten tastenden Schritte tat und als von einer bewußten Staats-, Individual- oder Sozialethik bei den späteren Kulturvölkern des Mittelmeerkreises noch kaum die Rede sein konnte, bereits tief über das Problem des sittlichen Willens und über die moralischen Grundlagen des Verhältnisses des Einzelnen zur Gesamtheit nachgedacht und eine Sittenlehre von einer staatserschaltenden Kraft ohne Gleichen, die zugleich der persönlichen Tiefe nicht entbehrt, aufgestellt. Wenn dem gegenüber mit einem gewissen Recht auf Erscheinungen eines starken kulturellen Niederganges im jetzigen China hingewiesen wird, so dürfen wir das

eine nicht vergessen, daß China heute in kultureller Beziehung eine Periode ähnlichen Tiefstandes durchmacht, wie Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege oder die Mittelmeerländer in den Jahrhunderten, die unmittelbar auf das Ende der römischen Weltmonarchie folgten. Ich habe auch hierüber einige Gedanken in meinen Deutsch-Chinesischen Studien zu entwickeln versucht und verweise des weiteren hierauf. Worauf es an dieser Stelle ankommt, ist nur die Betonung der Überzeugung, daß wir es den Chinesen gegenüber zwar mit einer anders gearteten, nicht aber mit einer im entscheidenden Sinne minder zu wertenden Rasse zu tun haben. Handelt es sich also um die Frage einer europäischen, speziell einer deutschnationalen Kulturpolitik, diesem Volke gegenüber, so versteht es sich von selbst, daß dabei innerlich wie äußerlich vollkommen entgegengesetzte Gesichtspunkte zur Anwendung gelangen müssen, wie gegenüber den Negern. Prinzipiell müssen wir uns nur darüber klar sein, was in China jetzt für uns auf dem Spiele steht; denn davon, ob wir heute die Notwendigkeit einer bewußten deutschen Kulturpolitik in China begreifen, hängt es ab, ob in Zukunft die deutsche Kultur historisch und praktisch mit als Faktor in dem größten geistigen Reaktionsprozeß erscheinen wird, den die Entwicklung der Menschheit seit dem Altertum — vielleicht seit dem Anfang ihrer Kultur überhaupt — erlebt hat.

Wir betonen nochmals: der nächste entscheidende Angriffspunkt ist das Unterrichtswesen. Hier hat mit mächtigem Hochdruck die Arbeit der Engländer und Amerikaner eingesetzt, um für das Angelsächsentum einen entscheidenden Einfluß auf die chinesische Unterrichtsreform und damit auf die Zukunft der chinesischen Kultur, der materiellen und der geistigen Entwicklung Chinas überhaupt, zu gewinnen. Kein Geringerer als der Präsident Roosevelt hat sich nach dem Abschluß seiner Präsidentenlaufbahn mit einem kraftvollen Aufruf zur Betätigung auf diesem Arbeitsfelde an das amerikanische Volk gewandt.

Roosevelt fordert seine Landsleute auf, vor allen Dingen das Werk der Mission in China durch persönliche Mitarbeit und durch Darbietung von Geldmitteln zu unterstützen, und er fügt hinzu: „Ich glaube, daß solche Unterstützung unserem Handel zugute kommen wird; aber ich bin nicht nur aus diesem Grunde dafür, sondern ich glaube, daß der Hauptvorteil für die Vereinigten Staaten der sein wird, der jeder Nation und jedem Individuum dort zu Teil wird, wo ein edles und selbstloses Werk getan wird.“ Eine Menge amerikanischer Studenten haben sich bereit erklärt, an dem Werk der chinesischen Unterrichtsreform in diesem Sinne mitzuarbeiten.

Welch ein Unterschied in der Auffassung dieses bedeutendsten lebenden Amerikaners vom Wert und von den Zielen missionarischer Tätigkeit in China gegenüber der Gleichgültigkeit und direkten Gegnerschaft, die bezüglich der Missionsarbeit in Deutschland herrschen! Wir werden auf die Bedeutung der Mission für alle nationale Kulturpolitik über See noch in einem besonderen Kapitel einzugehen haben, und zwar von grundsätzlichen wie von praktischen Gesichtspunkten aus; hier sei nur vorweg auf die Tatsache hingewiesen, daß die Angelsachsen in der Mission durchweg eine der wichtigsten Methoden für die Vertretung ihrer nationalen Interessen erblicken. Wie man in Amerika die Idee einer Beteiligung an dem großen chinesischen Reformwerk auffaßt, dafür mag folgendes ein Beleg sein. Im Sommer 1908, während ich mich zu wirtschaftlichen Studienzwecken in Tjingtau und der Provinz Schantung aufhielt, fand eine Tagung des Vorstandes der Schulunion statt, die vor kurzem zwischen den beiden bedeutendsten angelsächsischen Missionen in Schantung, der amerikanischen Presbyterianer- und der englischen Baptistenmission, geschlossen worden ist. Auf dieser Tagung wurde mitgeteilt, daß der amerikanische Petroleummagnat Rockefeller der Schulunion eine Stiftung von 150 000 Dollars jährlich auf zehn Jahre, im ganzen also über 6 Millionen Mark, gemacht habe: zum Zwecke der Gründung einer Protestant Shantung University. Diese anglo-amerikanische Universität für die Provinz Schantung, also für das unmittelbare Hinter-

land von Tsingtau, soll einen Lehrkörper von 50 bis 60 Professoren erhalten. Es wird darauf verzichtet, diese Dozenten sämtlich aus Missionskreisen zu gewinnen, sondern die Auswahl der Lehrkräfte für die einzelnen Disziplinen soll nur nach dem Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Tüchtigkeit erfolgen. Die Gehälter sollen so bemessen sein, daß Professoren ersten Ranges gewonnen werden können. Die theologische Fakultät, d. h. das eigentliche missionarische Element des Ganzen wird, um der Abneigung der Chinesen gegen Missionsunternehmungen zu begegnen, abgesondert von dem übrigen Körper der Universität in Tsingtschoufu untergebracht, die medizinische Fakultät in der Provinzstadt Tsinanfu; alle übrigen Fakultäten kommen nach der wichtigsten Binnenhandelsstadt von Schantung, nach Weih sien an der Eisenbahnlinie von Tsingtau nach Tsinanfu. Auch hier also dieselbe Tendenz: den Unterrichtsbetrieb auf der Hochschule von dem Odium loszulösen, mit dem erfahrungsgemäß die bisherige Missionstätigkeit von den Chinesen betrachtet wird.

Bald nach jener Konferenz, auf der die Rockefeller-Stiftung bekannt gegeben wurde, gelangte ein diplomatisches Abkommen zwischen China und den Vereinigten Staaten zum Abschluß. Die Amerikaner zahlten an die chinesische Regierung den größten Teil der sogenannten Boxer-Indemnität (Entschädigung für die Verluste amerikanischer Staatsangehöriger während der Boxerunruhen und für die militärischen Aufwendungen der Vereinigten Staaten während der internationalen China-Expedition) zurück. Als Gegenleistung verpflichtete sich China, jährlich 80 junge Leute zum Studium nach den Vereinigten Staaten zu schicken! Neuerdings ist übrigens bekannt geworden, daß es sich auf Seiten der Amerikaner bei dieser Rückzahlung der Boxermillionen an China um noch bedeutendere Pläne handelt. Die chinesische Regierung soll sich bereit erklärt haben, eine Anzahl Schulen unter sehr weitgehendem wissenschaftlichem Einfluß der Amerikaner zu gründen und an weiteren Schulen amerikanische Lehrkräfte anzustellen. Dabei wird gewöhnlich mit Vorliebe auf das große Missionsreservoir zurückgegriffen.

Dafür, daß die amerikanischen Missionen ihre Mittel nicht nur von Rockefeller erhalten, sondern daß sehr große Mittel auch durch Massensammlungen zustande kommen, gibt der letzte Bericht des Bischofs Bashford von der amerikanischen Methodistenmission von 1908 Zeugnis. Der Bischof erzählt, daß er im Jahre 1906 zur Erweiterung des Werkes der Mission 300 000 Golddollars (ca. $1\frac{1}{4}$ Millionen Mark) von den Kreisen der bischöflichen Methodistenkirche in Amerika verlangt habe. Statt 300 000 hatte er nach dem formellen Abschluß der Sammlung im Jahre 1908 500 000 Golddollars erhalten, und später noch außerdem 100 000 Golddollars: ca. $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark! Auch die amerikanischen Presbyterianer in Schantung haben keineswegs nur Rockefeller hinter sich, sondern außerdem noch eine Menge opferwilliger Geldgeber. Mir selbst ist aus amerikanischen Kaufmannskreisen in China eine verbürgte Äußerung erzählt worden, in der ein amerikanischer Geschäftsmann, der für seine Person keinerlei kirchliche Bedürfnisse hatte, sich im Gespräch über die Missionen kurz dahin äußerte: Jeder amerikanische Missionar ist mir geschäftlich tausend Dollars wert — warum soll ich ihm nicht ein Prozent Provision bezahlen?

In ähnlicher Weise hat man in England die Aufgabe der Mitarbeit in China als ein zugleich nationales und allgemein ideales Ziel erfaßt. Erst ganz vor kurzem ist Lord William Gascoyne Cecil, ein Sohn des verstorbenen Premierministers Lord Salisbury, mit einem Stabe von wissenschaftlichen und in den Verhältnissen des fernen Ostens heimischen Persönlichkeiten nach China abgereist, um dort die Vorbereitungen für die Errichtung einer großen anglo-chinesischen Universität ins Werk zu setzen. Das Unternehmen soll unter der geistigen Leitung der großen und alten englischen Hochschulen Oxford und Cambridge stehen. Beabsichtigt ist eine Gründung großen Stils. Lord Cecil war bereits im Jahre 1907 auf der englischen Missionskonferenz in Schanghai anwesend. Er stellte dort das Ziel auf: Eine Universität in China zu gründen, die das Geistesleben des Ostens beherrscht und in vollkommener Berührung mit dem Geistesleben des

Westens, wodurch diese Universität etwas Großartigeres bilden soll, als China oder Japan von sich aus zu leisten imstande sind. Diese Universität soll gegründet werden nach dem Muster, das sich in England so erfolgreich erwiesen hat, indem nämlich die einzelnen vorbereitenden Unterrichtsanstalten nach wie vor von den verschiedenen Missionsgesellschaften geleitet werden, während die Universität als solche durchaus unkonfessionell organisiert werden sollte. Sie soll sich nicht damit begnügen, ein Hort der Erziehung zu sein, sondern ebenso ein Hort für selbständige wissenschaftliche Forschung, so daß jedermann, nicht nur in Japan oder China, sondern in der ganzen Welt mit gutem Gewissen sagen kann, wenn er nicht imstande sei, nach Amerika oder England zu gehen, daß er hier in China eine Lehranstalt finde, deren Professoren so bedeutend seien, wie irgend welche in den westlichen Staaten.

Bei dem Gewicht der politischen und wissenschaftlichen Persönlichkeiten, die in England hinter dieser Idee stehen, und bei den reichlichen Mitteln, über die derartige englische Unternehmungen erfahrungsgemäß verfügen, unterliegt es keinem Zweifel, daß es sich bei dem Plane des Lord Cecil und der englischen Mission um eine sehr bedeutende Sache handelt. Dieser Plan ist idealistisch, aber man braucht nicht zu fürchten, daß die realen Interessen Englands dabei zu kurz kommen werden. Wird doch mit aller Bestimmtheit betont, daß bei der Universitätsgründung auf die technische und kommerzielle Seite besonderes Gewicht zu legen sei, daß namentlich Eisenbahn- und Maschinenbau im Lehrplan nicht vernachlässigt werden dürften, da China diese Wissenschaften jetzt besonders nötig habe und seine Jugend hauptsächlich nach technischem Unterricht begehre.

Außer der Schantung-Universität Rockefellers und der von Lord Cecil verfolgten Gründung besteht auch noch in dem englischen Hongkong der Plan zur Errichtung einer großartigen englisch-chinesischen Hochschule. Der Gouverneur von Hongkong und ein englisch-chinesisches Komitee, an dessen Spitze bezeichnender Weise wiederum der englische Bischof von Victoria (Hongkong), haben die Organisation

der Sache in der Hand. Ein Komiteemitglied hat sich ohne Rücksicht auf die Kosten zur Erbauung der Gebäude, entsprechend den vorgelegten Plänen erboten, falls ein angemessener Ausstattungsfonds aufgebracht wird. Die Höhe desselben ist in Besprechungen leitender Männer der Kolonie auf etwa 1 Million Dollar angenommen worden. Der Gouverneur hat durch den Gesandten in Peking der chinesischen Regierung Anzeige und Bitte um Unterstützung zugehen lassen. Derselbe Schritt ist beim Staatssekretär, der Indischen Regierung und dem Gouverneur der Straits-Settlements, der China Association, dem Kanzler der Universität Oxford, Lord Curzon, dem Generalgouverneur von Canton und dem früheren Kolonialsekretär Lord Elgin, sowie der Municipalität von Schanghai geschehen. Von Schanghai und der China Association ist schon die Zusage der erbetenen Unterstützung eingelaufen. Da jedoch das Projekt in erster Linie für Chinesen bestimmt ist, so erwartet der Gouverneur, daß diese auch den Hauptteil des Fonds aufbringen. Er rechnet dabei auf die Bereitwilligkeit der Chinesen, ihren Landsleuten zu helfen und glaubt, daß auch die in Java, Siam, den Straits-Settlements wohnenden Chinesen im Interesse ihrer Söhne sich an den Beiträgen bereitwillig beteiligen werden. Ein rein chinesisches Subkomitee ist eigens zu dem Zweck berufen worden, den Ausstattungsfonds aufzubringen. Der offizielle Zweck des Unternehmens ist: „Für China Männer der Praxis heranzubilden, also Ingenieure, Ärzte, Feldmesser, Elektriker, weiterhin soll es auch die Vorbildung für Beamten jeder Art gewähren.“ Für diesen letztern Zweck wird eine philosophische Fakultät vorgesehen, welche die chinesische Literatur sowie Geschichte und Ethik der wesentlichen Rassen umfassen soll.

In englischen Kreisen hatte man schon vor dem unmittelbaren Anbruch des jetzigen Reformzeitalters mit einer höchst energischen Schulpropaganda begonnen. In der Provinz Schansi in Nordchina existiert die sogenannte Imperial University of Shansi in der Provinzhauptstadt Tainganfu. Der Ursprung dieser Hochschule ist folgender. Als

nach dem Boxeraufstand der Schaden der englischen Mission in Schansi abgeschätzt wurde, ergab sich die Summe von einer halben Million Taels (ca. 1½ Millionen Mark). Der Missionsdirektor Dr. Richards schlug der chinesischen Regierung vor, statt dieses Kapitals der Mission zehn Jahre lang 50 000 Taels jährlich für die Errichtung einer unter Leitung der Mission stehenden, aber mit staatlichen Rechten auszustattenden anglo-chinesischen Hochschule in Taingansu zu zahlen. Die Chinesen willigten ein, und so entstand die Imperial University of Shansi. Zu dieser Universität gehört ein besonderes Institut zum Übersetzen englischer Schriften ins Chinesische; außerdem sind in der Provinz Bibliotheken und Museen errichtet worden, in denen tüchtige Arbeit geleistet wird. Alles das ist durch und durch im Sinne einer Propaganda für englisches Wesen in China organisiert.

In Peking sind vor einigen Jahren vier amerikanische und englische Missionsgesellschaften zusammen getreten, die amerikanische Presbyterianer-Mission, die amerikanische Methodisten-Mission, die Londoner Mission und der American Board, und haben das sogenannte Union College von Peking gegründet. Jede der Gesellschaften hat für eine der vier Unterrichtsabteilungen — Union Training College of Liberal Arts, Medical School, Theological College — die Errichtung und den Unterhalt der Gebäude übernommen; Lehrkörper und Unterrichtsgang sind einheitlich organisiert. Der Zweck der Einrichtung ist, den englischen und amerikanischen Hochschulen ein gut vorbereitetes Studentenmaterial aus China zu sichern.

In Hongkong hat die englische Regierung schon im Jahre 1861 das Queens College für chinesische Schüler gegründet. In vierzig Jahren stieg die Schülerzahl dieser Anstalt von 200 auf 1500. Die Schule ist, wie das St. Saviours College, ebenfalls in Hongkong, zu dem Zweck gegründet worden, chinesische Schüler mit einer hinreichenden praktischen Kenntnis des Englischen auszustatten, um kaufmännische Verwertung in englischen Geschäften in Ostasien zu finden. Den Befähigten soll der Besuch einer Universität in England ermöglicht werden. Ähnlichen Zwecken dienen noch andere von den Engländern in Süd-

und Nordchina begründete höhere Schulen; für das Studium der Medizin ist speziell das Hongkong-Medical College bestimmt, das von der englischen Regierung stark gefördert wird.

Angelsächsische Propaganda-Anstalten sind außer allen diesen Schulen und Instituten noch die Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge in Schanghai. In Schanghai existiert überdies noch eine besondere „Meisterschule“, eine Gründung der englisch-amerikanischen Church-Mission. Studiendirektor dieser Anstalt ist ein Dr. Hawks Pott. Dieser hat in chinesischer Sprache eine Schrift über Pädagogik verfaßt. Darin belehrt er seine Leser und Schüler kurzerhand, daß das Englische für den Chinesen deshalb die einzige erlernenswerte fremde Sprache sei, weil es zu sämtlichen Geisteschätzen der europäischen Kultur den Zugang am ersten und sichersten eröffne. Der Lehrplan der Meisterschule kennt dementsprechend z. B. im Fach der Weltgeschichte außer der chinesischen auch nur englische und amerikanische Geschichte. In Schanghai gibt es auch eine großartige angelsächsische Missionsdruckerei: The American Presbyterian Mission Press. Diese und noch einige andere Druckereien überschütten China mit kostenlos verteilten Verzeichnissen empfehlenswerter westlicher, d. h. so gut wie ausschließlich englischer und amerikanischer Bücher. In der Druckerei der amerikanischen Presbyterianer-Mission werden auch die Leitfäden der Geschichte und Geographie, die Atlanten für den Gebrauch der chinesischen Schulen und dergleichen mehr hergestellt, die samt und sonders mit einer bewunderungswürdigen Konsequenz das Ziel verfolgen: England und Amerika — außerdem etwa nur noch Japan — als die einzig beachtlichen geistigen und materiellen Träger der westlichen Kultur und des westlichen Wissens darzustellen.

Auf deutscher Seite hat von allen beteiligten Stellen zuerst das Reichsmarineamt, zu dessen Ressort die Verwaltung von Tjingtau gehört, die Wichtigkeit der Stunde begriffen. Im Winter 1907/08 wurde im Reichstag beim Etat für das Kiautschou-Schutzgebiet die Summe von 300 000 Mark zur Errichtung einer deutsch-chinesischen Hochschule mit Vorbereitungsanstalt in Tjingtau gefordert. Die Budgetkommission

und das Plenum des Reichstags lehnten die Position vorläufig ab, weil ihnen die Begründung im Hinblick darauf, daß es sich zum großen Teil um eine dauernde Ausgabe handeln sollte, nicht ausführlich und nicht überzeugend genug erschien; jedoch wurde eine größere Summe zu Vorarbeiten in der angedeuteten Richtung genehmigt. Damit kam zum Ausdruck, daß der Reichstag an sich bereit war, dem Gedanken näher zu treten, aber vor einer endgültigen Entscheidung mit ausführlicherem Material zur Beurteilung der Sachlage versehen zu werden wünschte. Von Seiten der Regierung wurde nunmehr einer der namhaftesten Vertreter unserer gegenwärtigen Sinologie als Spezialkommissar nach Peking und Tjingtau entsendet, um in Verhandlungen mit der chinesischen Regierung die praktischen Unterlagen für den Plan genauer festzustellen. Das Ergebnis dieser Unterhandlungen bestand darin, daß die Chinesen sich bereit erklärten, zu einem deutsch-chinesischen Schulsystem in Tjingtau von Staats wegen einen gewissen Beitrag zu zahlen und, unter der Voraussetzung einer gewissen chinesischen Mitaufsicht über den Schulbetrieb, den Tjingtauer Abschlußprüfungen denselben offiziellen Wert wie den Prüfungen der chinesischen staatlichen Provinzialhochschulen zuzugestehen. Bei der diesjährigen Etatsberatung wurde die Position bewilligt. Leider war aber auf Seiten der Parteien immer noch nicht das volle Verständnis für die Dringlichkeit und für den Umfang unserer nationalen Kulturinteressen in China vorhanden. Man verlangte z. B. von der Regierung, daß sie die Verpflichtung eingehen solle, keine nachträgliche Erweiterung der Tjingtauer Hochschule anzustreben. Das heißt also, daß das Reichsmarineamt im Voraus darauf verzichten soll, der kommenden Entwicklung der Dinge in China Rechnung zu tragen. Gewisse Anzeichen sprechen z. B. dafür, daß es bei geschickter Benutzung der Verhältnisse möglich sein wird, den Chinesen, die sich über die weitgehende Hilfsbereitschaft der Engländer und Amerikaner natürlich auch ihre Gedanken machen, als ein Mittel zur Neutralisierung der politischen Seite dieser Bestrebungen gerade die kulturelle Mitarbeit der Deutschen als einer mit den Angelsachsen konkurrierenden Nation plausibel zu

machen. Schon vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und Japan schickte die Regentin, deren Bedeutung für China in der europäischen Presse fast durchweg viel zu sehr unterschätzt wird, eine Staatskommission unter Führung eines kaiserlichen Prinzen in die westlichen Länder, um deren Einrichtungen zu studieren. Es ist sehr bemerkenswert, daß in dem amtlichen Bericht dieser Kommission der Satz vorkommt: die staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen Deutschlands scheinen von allen Ländern, welche die Kommission besucht habe, den Bedürfnissen Chinas am ehesten zu entsprechen. Ein solcher Satz ist ja auf der einen Seite allerdings geeignet, uns etwas zum Nachdenken über diese auf chinesischer Seite teilweise empfundene innere Wahlverwandtschaft zu veranlassen; andererseits aber liegt es auf der Hand, daß wir eine solche Anknüpfung benutzen müssen, um den Chinesen das anzubieten, worin wir tatsächlich den übrigen Völkern, den Angelsachsen wie den Romanen, von den slavischen Nationen gar nicht zu reden, überlegen sind: unser systematisches Bildungswesen. Den Wert desselben zu erkennen, wird gerade ein Volk wie das chinesische, bei einer geeigneten Behandlung der Frage durch uns, unschwer imstande sein.

Nächst der Frage des modernen Unterrichts spielt jetzt die der Verfassungsreform die wichtigste Rolle in China. Jener Prinz Tsching, der als Staatskommissar 1902 im Auslande war, überreichte nach seiner Rückkehr dem Thron folgendes Programm: Schulzwang für die Knaben vom zehnten Lebensjahre ab; Umwandlung der buddhistischen und taoistischen Tempel in Schulen (also Säkularisation der Güter der toten Hand für Unterrichtszwecke!); Einrichtung von Gewerbeschulen in den Kreis- und Bezirksorten, von Hochschulen in den Provinzialhauptstädten, mit besonderer Betonung des Unterrichts in der modernen Rechts- und Staatswissenschaft; allgemeine Wehrpflicht einschließlich der kaiserlichen Familie und des Mandschu-Adels; Errichtung von Arsenalen und sonstigen Staatsbetrieben, einheitliche Organisation des Polizeiwesens. Während des russisch-japanischen Krieges wurde eine neue Studienkommission in die Westländer geschickt, auf deren

Programm Deutschland ursprünglich nicht stand. Der bei dem jetzigen Thronwechsel gestürzte Minister Juanschikai setzte es aber durch, daß die Staatskommissare auch Deutschland besuchten, unter dem ausdrücklichen Hinweis, daß die politische Verfassung Deutschlands die Rechte von Volk und Regierung in einer solchen Weise abwäge und verteile, daß ihre genauere Kenntnis für China besonders nützlich sei — ähnlich wie die der japanischen Staatsverfassung.

Eine ganz moderne Erscheinung in China ist die Entstehung einer umfangreichen politischen Tagespresse. Schon nach dem chinesischn-japanischen Kriege begann diese Entwicklung, und seit dem Siege der Japaner hat das chinesische Zeitungswesen, man könnte sagen, überstürzte Fortschritte gemacht. Diese moderne chinesische Presse steht beinahe vollständig unter dem Einfluß eines radikalen Jungchinesentums. Das Jungchinesentum ist eine Erscheinung, von der man in Europa noch kaum eine Vorstellung hat, und unter der agitierenden Jugend spielen eine Hauptrolle die Studenten. Viele tausende junger Chinesen sind gegenwärtig auf Schulen und Hochschulen in Japan und erfüllen sich dort mit allen möglichen radikalen und revolutionierenden Ideen, denen leider nur ein sehr unordentliches und lückenhaftes, aus zweiter Hand geschöpftes „modernes“ Wissen zur Seite steht. Die Studenten sind die Führer auf den öffentlichen Massenversammlungen und in den geheimen Konventikeln, wo über Verwaltungsreform, Verfassung, Pressefreiheit, soziale Verbesserungen, Heer und Flotte, Verdrängung der Ausländer usw. debattiert wird. — Man darf sich dabei nicht vorstellen, daß der geschilderte Radikalismus auf den kleinen Kreis der jungen und exaltierten Leute beschränkt ist und nur in diesem Kreise seine Wellen schlägt. Natürlich hat noch nicht die 400 millionenköpfige Masse des chinesischen Volks den Ruf nach den „Menschenrechten“, nach parlamentarischer Verfassung und Pressefreiheit erhoben. Eine starke Gärung geht aber tatsächlich durch sehr breite Schichten, und wenn auch die Abneigung gegen die Fremden nicht geschwunden, vielmehr an manchen Orten sogar verstärkt und vertieft ist, so hat doch die Parole von der Notwendigkeit einer durchgreifenden Staatsreform,

d. h. von der Reorganisation Chinas in modernem Sinne, überall gezündet, und die Notwendigkeit, daß man dazu von den Westländern lernen müsse, beginnt in das Bewußtsein der Massen zu dringen. Es versteht sich von selbst, daß von englischer, amerikanischer und japanischer Seite diese Sachlage benutzt wird, um auf literarisch-publizistischem Wege, durch Beeinflussung der chinesischen Presse und durch Schaffung einer besonderen Propaganda-Literatur, das nationale Interesse in China wahrzunehmen. Auf deutscher Seite existieren in dieser Richtung kaum erst einige kleine Versuche, wie denn überhaupt die Benutzung der Presse und der Publizistik in fremden Ländern für die deutsche Politik noch ein beinahe unbekanntes Mittel ist.

Natürlich darf es bei uns zu Hause so wenig wie in China Mißverständnisse darüber geben, welche eine Art von Einfluß wir auf chinesischem Boden erstreben, und welche nicht. Unser Programm in China muß in dieser Beziehung ein ganz ähnliches sein, wie in der Türkei. Vor einem halben Jahrhundert hätte man vom Standpunkt des rein materiellen Interesses der europäischen Rasse aus die Frage aufwerfen können, ob es prinzipiell klug sei, die gelbe Rasse mit unserem technischen und geistigen Kulturbesitz auszurüsten? Dazu hätte aber eine derartige Einigkeit der europäischen Nationen einschließlich der Amerikaner gehört, wie sie in der Praxis unmöglich zu erreichen gewesen wäre, und überdies hätte vom allgemein ethischen und humanen Standpunkt aus die Antwort in einem für die Ostasiaten günstigen Sinne doch nicht zweifelhaft sein können. Wie die Dinge jetzt liegen, kann aber unser wahres Interesse in China ganz unabhängig von jener prinzipiellen Vorfrage gar nicht zweifelhaft sein. Je stärker und unabhängiger China in politischer Beziehung dasteht, je bestimmter es imstande ist, gegenüber England, Frankreich, Rußland und Japan eine Politik seiner eigenen Interessen zu machen, desto wertvoller ist seine Existenz für uns. Daraus folgt, daß wir im Unterschied zu den anderen Nationen nicht den Wunsch zu hegen brauchen, unsere Bemühungen um kulturellen Einfluß mit politischen Wünschen zu verbinden.

Drittes Kapitel

Nationale Kulturpolitik und Mission

Wir haben für Afrika den Grundsatz aufgestellt, daß zwar auf jeden Fall die in den Eingeborenen steckende Arbeitskraft in der ausgiebigsten Weise zur Nutzung für die kolonisierende Nation zu gelangen hat, daß aber dabei gleichzeitig auch der eingeborenen Rasse ihr Anspruch auf eine soweit wie möglich fortschreitende materielle und moralische Entwicklung auf dem Wege der allmählichen Erziehung gewahrt bleiben muß. Dieses Ziel verfolgen unter allen draußen tätigen Faktoren am ausschließlichen und energischsten die Missionsgesellschaften der verschiedenen christlichen Bekenntnisse. Es wird nicht schwer sein, unter den Gesichtspunkten, die wir bisher für die grundsätzliche Beurteilung der Eingeborenenfrage in unseren Kolonien angewendet haben, auch zu einer Verständigung über das Missionsthema zu gelangen, und wir werden von vornherein davon überzeugt sein, daß die von radikaler Seite manchmal geäußerte Idee, für die Kolonisierung Afrikas im Sinne unserer nationalen Kultur auf eine Mitwirkung der Mission überhaupt verzichten zu wollen, nur einem Defekt oder einer starken Einseitigkeit des kolonialen wie des nationalen Verständnisses entspringen kann. Die politische Verwaltung, die wirtschaftliche Nutzung und die religiöse Missionierung der Kolonien sind ihrem Wesen nach, wenn jedes seine Aufgabe richtig versteht, nicht dazu bestimmt, gegeneinander oder auch nur beziehungslos nebeneinander zu arbeiten, sondern miteinander: in der Erkenntnis und in der Achtung ihrer gegenseitigen Grenzen, aber auch in der Gemeinsam-

Prinzipielles Missionsziel.

keit des Bewußtseins, daß der Unterschied der Rasse hier wie dort, wenn auch jedemals in verschiedener Art, den Ausgangspunkt für die prinzipielle Auffassung des Arbeitszieles bilden muß. Dieser Grundsatz von der im Verhältnis zu uns Weißen tatsächlich vorhandenen Unterwertigkeit der schwarzen Rasse muß allerdings bei der Missionsarbeit wie bei aller kolonialen Arbeit feststehen, sonst ist eine gegenseitige Verständigung nicht möglich. Wer für die Eingeborenen Afrikas auf irgend welche Weise das gleiche oder ein nahe verwandtes Ziel ihrer innern wie äußeren Entwicklung vorsieht, wie für die weiße Rasse, der gehört, mag ihm seine Überzeugung noch so sehr Gewissenssache sein, innerhalb der historischen, kulturellen und nationalen Auseinandersetzung der Rassen nicht zu uns, sondern auf die Seite der Farbigen, und er dürfte sich nicht darüber beklagen, wenn er von uns gemäß unserer entgegengesetzten moralischen Überzeugung und gemäß unserer stärkeren praktischen Autorität auf dieselbe Linie mit jenen gestellt wird.

In der religiösen Erziehung der Eingeborenen sieht die Mission zugleich ihren Daseinszweck und ihren moralischen Rechtstitel. Ihr das bestreiten zu wollen, hieße nichts anderes, als den christlichen Kirchen das Recht auf ihre natürliche Lebensäußerung absprechen. Ein Christentum, das keine innere Notwendigkeit zur Mission unter den nichtchristlichen Völkern in sich fühlt, kann nur als religiös unfruchtbar bezeichnet werden, es sei denn, daß besondere Gründe von zwingender Kraft zu bestimmten Zeiten die kirchliche Lebensbetätigung vorübergehend nach innen wenden. Aus diesem Grunde wird jede ihrer selbst und ihrer Ziele bewußte Mission, und zwar die evangelische so gut wie die katholische, durchaus auf der inneren Autonomie ihrer Arbeit bestehen. Sie wird nie zugeben, daß sie das Recht zu ihrer Tätigkeit aus einem anderen Quell als dem der immanenten religiösen Verpflichtung zur Treue gegen ihr eigenes christliches Bewußtsein abzuleiten habe und sie wird ebenso konsequenter wie berechtigter Weise stets Widerspruch gegen die Zumutung erheben, eine bloße Gehilfin

staatlicher, sei es direkt politischer, sei es wirtschaftlicher oder sozialer Zwecke zu sein.

Es liegt in der Natur der christlichen Religion, daß ihre Bekenner, wenigstens soweit sie sich der inneren Grundlage ihres Bekenntnisses bewußt sind, die Verpflichtung dazu fühlen, den Außenstehenden zu Hilfe zu kommen, sie mit in die Gemeinschaft christlichen Lebens und christlichen Bekenntnisses hinein zu ziehen. Die katholische Kirche tut das in konsequenter Anwendung ihres Prinzips, daß es außerhalb der Kirche überhaupt keine Rettung für die menschliche Seele gäbe. Innerhalb des evangelischen Christentums wagen es heute nur noch eine überlebte Orthodogie oder ein ganz und gar beschränkter Pietismus, an diesem Dogma festzuhalten. Überall dort, wo eine freiere evangelische Luft weht, tritt an die Stelle des alten barbarischen Satzes, daß alle Nichtgetauften eine Masse der Verdammnis bilden, der Glaube, daß es Christenpflicht sei, alle diejenigen Völker, die von den Kräften sittlich-evangelischer Lebensgemeinschaft noch nicht berührt sind, mit in den Kreis dieser Kräfte hineinzuziehen. Mag nun auch die formale oder systematische Motivierung, mit der die Mission die Notwendigkeit ihrer Arbeit begründet, sein welche sie wolle, es ist unter allen Umständen notwendig, daß der kolonisierende Staat das autonome, innere Recht der Missionsarbeit in den Kolonien anerkennt. Demnach könnte es als das Natürlichste erscheinen, wenn neben der nationalen, allgemein kulturellen und politisch-ökonomischen Arbeit des Staates und seiner weißen Angehörigen die innere, moralisch und wirtschaftlich aufwärts führende Entwicklung der Eingeborenen zu Sitte und Sittlichkeit, von der oben als von der notwendigen Ergänzung zu der materiellen Kolonisierung die Rede war, der Mission zugewiesen würde. Leider hat die Erfahrung gelehrt, daß diese theoretisch sehr schöne Arbeitsteilung in der Praxis hier und da zu recht gefährlichen Konsequenzen geführt hat, und zwar deshalb, weil die christliche Mission — dies Urteil trifft allerdings vorwiegend die evangelischen Gesellschaften — das prinzipielle Grundproblem für ihre Arbeit unter den Eingeborenen Afrikas noch kaum



Missionschwester mit eingeborenen Kindern in Togo

erkannt zu haben scheint. Sie muß sich mit der großen aber ganz unausweichlichen Schwierigkeit auseinandersetzen, daß sie den Negern zwar das Gut der evangelischen Verkündigung nach tiefstem und innerlichstem Verständnis nahe bringen und sie seiner Segnungen teilhaftig machen will, daß sie aber dabei für ihre Zöglinge selbst den Inhalt dieses Guts gegenüber dem, was der Missionar für sich daran besitzt, in einer Weise zu reduzieren hat, wie sie der Aufnahme- und Bewährungsfähigkeit der niederen Rasse entspricht. Man kann bei aller schuldigen Hochachtung vor dem Opfermut, der Selbstverleugnung und der geleisteten Arbeit unserer Missionare nicht behaupten, daß die Erkenntnis von der Natur und von der ganz besonderen Schwierigkeit dieses Problems bereits ein Gemeingut der Mission geworden sei, und daß die Mission sich den Hauptschlüssel für den wirklichen Erfolg ihrer afrikanischen Arbeit grundsätzlich zu eigen gemacht hätte. Dieses Schlüsselwort für den erzieherischen Erfolg der Arbeit am Neger heißt nicht „Lehre“, wie unsere evangelischen Missionare immer noch ganz überwiegend glauben und behaupten, sondern es heißt: Disziplin, Autorität, Subordination. Unsere evangelischen Missionare verfolgen durchschnittlich das Ziel, die Eingeborenen zu gläubigen Bekennern des Christentums im Sinne des sogenannten positiv-biblischen Verständnisses der christlichen Religion, besser gesagt, im Sinne des orthodox-kirchlichen oder pietistischen Protestantismus, zu machen. Ich bestreite nicht die Möglichkeit, in Einzelfällen nach dieser Richtung hin einen gewissen Erfolg unterrichtlicher Beeinflussung zu erzielen, trotzdem aber können Ziel und Methode grundsätzlich nicht als richtig anerkannt werden. Unmöglich können die eingeborenen Stämme Afrikas, deren jetziger Rassentypus eine den Weißen gegenüber um soviel niedrigere Stufe darstellt, binnen menschlich absehbarer Zukunft als Rasse soweit emporgehoben werden, daß sie eine so hoch entwickelte, so vollständig auf dem Prinzip des religiösen Individualismus beruhende Religionsform, wie es die neutestamentlich-evangelische ist, innerlich begreifen und lebendig sich aneignen sollten! Die christliche Mission in Afrika wird positive und dauernde Erfolge, Erfolge,

die auch außerhalb des Kreises ihrer von vornherein prädisponierten Mitarbeiter und Freunde ernstliche Beachtung erzwingen und über die Ausübung eines gewissen persönlich-moralischen Einflusses der Missionare hinausgehen sollen, nicht auf dem Wege der noch so hingebenden kohortativen Unterweisung erzielen, sondern nur auf dem Wege der vorwiegend disziplinarischen Methode. Diese liegt dem Katholizismus an sich besser, als der evangelischen Mission, und darauf ist es auch im wesentlichen zurückzuführen, daß so viele praktische Afrikaner, auch Nichtkatholiken, der katholischen Mission eine vorzugsweise Anerkennung zollen.

Besonders instruktiv für die Mißstände, die bei dem gegenwärtigen Missionsbetrieb in Afrika sich ergeben können, sind gewisse, infolge des verkehrten Missionsbetriebes in Südafrika eingetretene Folgen. Die dortige Mission hat, wie überhaupt die evangelischen Missionen in Afrika, ihr Unterrichtssystem für die Eingeborenen ohne Rücksicht auf die daraus erwachsenden Folgen schlechtweg nach dem in Europa üblichen Schulprinzip aufgebaut, vor allen Dingen auch in bezug auf den Sprachunterricht. Ursprünglich war neben den eingeborenen Idiomen der Hottentotten und Bantus die allgemeine Vermittlungs- und Verkehrssprache Südafrikas zwischen Kap und Sambeji, das Burenholländische oder schlechtweg die Taal, auch die Missionsprache. Dann aber wurde in steigendem Maße, und zwar nicht nur im Einverständnis, sondern vielfach auf direktes Verlangen der betreffenden Regierungen, im Kapland das Englische, in Deutsch-Südafrika das Deutsche in den Eingeborenenunterricht der Missionschulen aufgenommen — und zwar nicht etwa nur mit dem Ziel, daß die Schüler sich zum praktischen Gebrauch und zur größeren Bequemlichkeit der deutschen oder englischen Behörden und Ansiedler mündlich einen gewissen Wortschatz aneigneten, sondern direkt mit dem idealen Endziel des Verständnisses der Sprache in Wort und Schrift. Man hat dabei doch wohl nicht an die Größe der Gefahr gedacht, die man damit heraufbeschwört. Die Eingeborenen Sprachen Südafrikas, solange man sie nicht künstlich zu Literatursprachen macht — leider ist das

unter der wohlgemeinten Mitarbeit der Missionare bereits bis zu dem Grade geschehen, daß politische Zeitungen in Sulusprachen erscheinen —, sind politisch ungefährlich; die Burensprache ist es auch, denn sie wird bis auf einige wenig bedeutende Versuche bisher nur gesprochen, nicht geschrieben oder gedruckt. Welches Unheil aber entsteht, wenn Eingeborene, namentlich die begabteren Mischlinge, es wirklich in einer europäischen Kultursprache soweit bringen, daß sie einem etwas gehobeneren Unterricht halbwegs folgen, europäische Bücher und Zeitungen lesen können, das sehen wir jetzt an der unheimlichen Gärung unter den Eingeborenen in Britisch-Südafrika, vor allem im Kapland und in Natal. Die ganze farbige Bevölkerung, deren Gleichgewicht auch ohne alles weitere Zutun schon durch die Bewaffnung im Burenkriege auf das schlimmste erschüttert worden ist, wird bis in ihre Tiefen durch den jahrzehntelangen, bohrenden und aufreizenden Einfluß aufgewühlt, der von den „fortgeschrittenen“ direkten und indirekten Zöglingen der Missionschulen unter ihr ausgegangen ist — und zwar unter staatlicher Aufsicht und Billigung. Ideen und Schlagworte bewegen jetzt die Farbigen — die Mischlinge am Kap so gut, wie die großen, kriegerischen und schwer bewaffneten Stämme der Sulus und Basutos —, von denen noch auf lange Zeit hinaus ihr Geist unberührt geblieben wäre ohne die europäische Schule. Die „Solidarität der farbigen Rassen“, die Losung „Afrika den (farbigen) Afrikanern“, der sogenannte Äthiopismus, das Verlangen nach immer weiter gehender Beteiligung am politischen Wahlrecht, die Gründung von „eingeborenen“ Zeitungen und sogar Hochschulen — das alles sind Äußerungen eines empordringenden politischen Selbstbewußtseins unter den Eingeborenen, dessen Gefahr für die Weißen in den weitesten Kreisen bisher weder nach ihrer Größe noch nach ihrer Nähe mit dem richtigen Augenmaß eingeschätzt wird. Die Wurzeln, aus denen diese Gefahr erwachsen ist, reichen aber durchweg in den von den Missionschulen seit lange beackerten Boden hinein. Aus ihm stammen die Führer und Adepten dieser gar nicht einmal als unterirdisch zu bezeichnenden Bewegung, die, soweit sie sich lassen nicht etwa schon

klar bewußt ist, mit unabwendbarer innerer Notwendigkeit bis zur schließlichen Aufpflanzung der Fahne des offenen Rassenkampfes mit Blut und Brand fortschreiten wird. Und was ein südafrikanischer Eingeborenenaufstand bei der weiten Zerstreuung der weißen Bevölkerung über lauter einzelne Farmen und kleine, offene Städtchen bedeuten kann, das sollten uns die Erhebungen der Hereros und Hottentotten und das Blutbad der Matabelerebellion gelehrt haben. Auch ohne künstliche Aufzucht durch das Schulsystem keimen aus der Berührung des weißen und des eingeborenen Elements auf kolonialem Boden genug Saatkörner, die in dieser Art gefährliche Früchte zeitigen. Sollen wir da wirklich noch die Gefahr, selber sehend, mit vervielfachter Schnelligkeit heraufbeschwören?

Nichts wäre verkehrter, als nun daraufhin die Eingeborenen-
schule als solche und die Missions-
schule im besondern schlechthin auf-
heben zu wollen. Ohne Schulorganisation ist eine geregelte Missions-
tätigkeit nicht denkbar; ein Verbot, Farbige zu unterrichten, wie es
seinerzeit in den nordamerikanischen Sklavenstaaten bestanden hat und
einigen radikalen Missionsfeinden auch heute noch als Ideal vor-
schweben mag, käme in seiner Wirkung auf ein Missionsverbot hin-
aus. Erstrebenswert ist nur eine solche Einrichtung des missionarischen
und — soweit solcher vorhanden — staatlichen oder kommunalen
Unterrichts für Eingeborene, daß die Gefahr politisch abzielender Ge-
dankengänge im Zusammenhang mit dieser Unterweisung nach Mög-
lichkeit verringert wird. Dazu gehört vor allen Dingen die Umfor-
mung des Sprachunterrichts, namentlich in europäischen Sprachen, in
der Weise, daß weder Lesen noch Schreiben gelehrt und als Unterrichts-
ziel nur die Fähigkeit des mündlichen Ausdrucks und Verständnisses
innerhalb der praktisch erstrebenswerten Grenzen — und diese kön-
nen ohne Schaden ziemlich eng gezogen werden — aufgestellt wird.

Ein praktisches Muster für die politisch-pädagogische Eingeborenen-
behandlung in Afrika haben die Buren gegeben. Bei ihrer Besitz-
nahme des südafrikanischen Weidelandes ist es nicht ohne Kämpfe mit
den Eingeborenen abgegangen, Kämpfe, die zum Teil hartnäckig und

blutig waren und auch auf der Seite der Weißen nicht wenig Beispiele von Brutalität, ja von wirklicher kalter Grausamkeit gezeigt haben. Mit der Besitznahme war aber diese Periode der Dezimierung der Eingeborenen vorüber: von da an legte sich die Hand der Buren zwar fest auf die Unterworfenen und hielt sie zur bedingungslosen Dienstbarkeit bei den neuen Herren des Landes, beim „Bas“, an; im allgemeinen aber entbehrte die Strenge des burischen Regiments über die Eingeborenen sowohl auf der Einzelsiedlung wie im Staate weder der Gerechtigkeit, noch eines gewissen Mindestmaßes patriarchalisch-materieller Fürsorge. Die Leistung, in der numerisch überlegenen farbigen Bevölkerung ohne irgend welche drakonischen Maßregeln, bloß durch die einheitlich und fest gehandhabte Methode dauernden sozialen Umganges doch das bedingungslose Gefühl der Abhängigkeit und Minderkeit um der Rasse willen zu erziehen und auf diese Weise die Herrschaft des weißen Elements zu sichern, kann nur als ein Beweis hoher politischer Begabung des Burentums anerkannt werden. Diese eminente Fähigkeit der Buren haben auch die Weiterblickenden unter ihren Gegnern stets anerkennen müssen, und daher mußte es für jeden Kenner der südafrikanischen Verhältnisse auch von vornherein klar sein, ein wie selbstmörderischer Akt für die weiße Rasse mit der direkten Heranziehung eingeborener farbiger Hilfskräfte zur Niederkämpfung der Buren in dem großen südafrikanischen Kriege begangen wurde. Diese wahrhaft verhängnisvolle und verblendete Maßregel zerstörte in wenig mehr als einem Jahre ein im Verlauf von Jahrhunderten geschaffenes Kapital unwiederbringlich, und die Gefahr, die dadurch für das weiße Südafrika heraufbeschworen ist, wird durch die grundsätzlich verkehrte Eingeborenenpolitik der Engländer auf einem anderen Gebiete nur noch vergrößert: durch die Gewährung politischer Rechte, namentlich des Wahlrechts zum Parlament, in der Kapkolonie. Dieses besitzen alle Farbigen, die auf Missions- oder sonstigen Schulen Lesen und Schreiben gelernt haben und außerdem den Anforderungen des kapländischen Besitzens für die Wahlberechtigten genügen. Hier ist der direkte Zusammenhang

zwischen der verkehrten Methode des Eingeborenen-Unterrichts, wie ihn die Mission betreibt, und der politischen Gefährdung der Autorität der Weißen offenbar: er führt direkt zu dem sogenannten Äthiopismus. Die „äthiopische“ Bewegung äußert sich jetzt und schon seit Jahren als direkte Feindin der Mission in Südafrika, aber niemand, der sich mit diesen Dingen näher beschäftigt hat, wird Zweifel daran hegen können, daß sie von Seiten der Schwarzen die direkte Nutzenwendung derjenigen von der Mission vertretenen „christlichen“ Sätze bildet, für die eben die niedere Rasse jetzt und auf absehbare Zeit hinaus noch nicht reif ist. Der Äthiopismus war noch nicht die Erhebung der schwarzen Rasse in Südafrika gegen die weiße Herrschaft schlechthin, aber er ist ein Symptom dafür, daß diese Erhebung sich vorbereitet. Am Sarge des alten Präsidenten Krüger in Pretoria sagte der bedeutendste heute lebende Afrikaner, der Präsident von Transvaal, General Botha, er halte es darum für ein besonders gutes Zeichen, daß Afrikaner und Engländer in Frieden und Eintracht gemeinsam dem großen Toten Ehre bezeugten, weil sie in Zukunft beide zusammen gegen einen gemeinsamen Feind, den Freiheitstaumel der farbigen Rasse, zu stehen haben würden. Das ist ein bitter ernstes Wort, und Botha hat es nicht obenhin gesagt, sondern weil er wohl wußte, was kommen würde. Der Name „äthiopische Kirche“ für die pseudo-religiöse Bewegung unter den südafrikanischen Eingeborenen stammt von einem früheren farbigen Gehilfen der wesleyanischen Mission, Mokone, in Pretoria zu Anfang der neunziger Jahre. Mokone war aber nicht der Erste, der den Gedanken einer farbigen Nationalkirche in Südafrika faßte. Das war vielmehr ein anderer eingeborener Missionsevangelist der wesleyanischen Methodisten, Jeremia Tiele, im Jahre 1882. Er trat aus seiner alten Kirchengemeinschaft aus, sammelte eine Anzahl christlicher Kaffern im Osten der Kolonie unter dem Namen „Afrikanische Kirche“ und gründete eine eigene Gemeinde. Diese neue afrikanische Kirche ließ sich zunächst ein selbständiges Gebetbuch drucken, strich die Fürbitte für die Königin Viktoria aus der Liturgie, setzte an Stelle ihres Namens den des

Kaffernhäuptlings Dalindjebo und hatte sehr bald zahlreiche Nachfolger und ähnliche Absonderungen aus der Zahl der farbigen Missionschristen in Transvaal, Transoranje, Natal und Basutoland. *) Die Bewegung gewann einen stärkeren inneren Zusammenhang und größere äußere Erfolge, als der amerikanische Negerbischof Turner Südafrika besuchte. Turner akzeptierte den Namen Äthiopische Kirche, den Mokone seiner Gründung gegeben hatte und belegte sie durch die Bibelstelle Psalm 68, 32: „Mohrenland (d. h. Äthiopien) wird seine Hände ausstrecken zu Gott“. „Diese Worte bedeuten“, sagte Turner, „daß die Schwarzen ihre Arme grade ausstrecken sollen, gleich dem Ringer, um ihren Feind zu packen, ihn zu Boden zu werfen und den ersten Platz unter den Nationen zu erobern. Die gelbe Rasse hat ihre Zeit der Größe gehabt, so auch die braune. Ihre Macht und ihr Ruhm gehören der Vergangenheit an. Die Weißen triumphieren noch im Gefühl ihrer Überlegenheit. Allein die Sonne ihrer Gewalt neigt sich dem Untergange zu. Sie müssen von der Rennbahn abtreten. Dann schlägt die Stunde der schwarzen Hamiten. Amerika und Afrika reichen sich die Hand. Der Sieg ist ihnen gewiß!“ Über den Charakter, den diese äthiopische Kirche in neuester Zeit angenommen hat, möchte ich mich anstatt aller weiteren Ausführungen auf das Zeugnis eines sehr besonnenen und in seiner Grundstimmung durchaus negerfreundlichen deutschen evangelischen Missionars im Kaplande, W. Schmid, berufen. Dieser schreibt von der Wühlarbeit der äthiopischen Agitatoren unter den bisherigen farbigen Missionschristen: Sie machen sich mit Vorliebe an die in Kirchenzucht stehenden Gemeindeglieder heran und werfen dann namentlich ihre Angeln nach den eingeborenen Evangelisten aus, die sie durch die Aussicht auf höheres Gehalt, selbständige Stellung und den klingenden Titel eines „Reverend“ an sich locken. Ihre missionierende Tätigkeit ist gering. Hier verfahren sie mit einer Oberflächlichkeit, die zur förmlichen Karrikatur wird. „Bei uns genügt es, eine Predigt gehört zu haben. Dann kann jeder getauft werden!“ Nach diesem Grundsatz wurden an einem Sonntage zwanzig Heiden getauft, die nichts weiter getan hatten, als daß sie am Sonntag zuvor eine Predigt mit anhörten,

deren Inhalt war: „Wir bringen euch unsere Lehre, die Lehre Äthiopiens, die lautet: Ihr Schwarzen Afrikas, sagt euch alle von der Herrschaft der Weißen los!“ *)

Wir haben auf diese pseudo-christliche Bewegung unter den südafrikanischen Eingeborenen aus dem Grunde etwas ausführlicher hingewiesen, weil hier die Gefahren der falschen Missionsmethode in ihren Erfolgen so deutlich wie an einem eigens dazu herbeigerufenen Musterbeispiel zutage treten. Es geht nicht an, einer Rasse, deren Wesen nur nach der Seite des äußerlich intellektuellen Auffassungsvermögens und eines ungezügelten instinktiven Trieblebens, bei gleichzeitig angeborener Schwäche der moralischen Hemmungsfaktoren, entwickelt ist, ein solches Instrument wie die literarische Bekanntschaft mit einer europäischen Kultursprache in die Hand zu geben. Dasselbe Prinzip dürfen wir aber auch in unseren eigenen afrikanischen Kolonien nicht außer acht lassen. Es spricht ja scheinbar viel dafür, in Ostafrika, Kamerun und Togo die Eingeborenen in der Schule möglichst mit der Kenntnis des Deutschen und mit soviel Fertigkeiten im Lesen, Schreiben, Rechnen usw. auszustatten, daß in der Verwaltung wie in den privaten Geschäftsbetrieben die subalternen Stellen nach Möglichkeit durch Eingeborene ausgefüllt werden. Neben der Idee, daß man auf alle Fälle die Schwarzen „bilden“ müsse, spielt dabei hauptsächlich der Gesichtspunkt der Sparsamkeit eine Rolle: eingeborene Hilfskräfte seien billiger. Wenn wir aber einmal in Afrika eine allgemeine oder teilweise Erhebung der Eingeborenen gegen die Weißen erleben, dann kann uns eine solche vermeintliche Sparsamkeit eines Tages doch sehr teuer zu stehen kommen.

Von Seiten der orthodox-kirchlichen Mission pflegt nun gesagt zu werden, die Verkündigung des Evangeliums unter allen Rassen und Völkern sei für den Christen in Erfüllung des Gebots Matthäus 28, 19: „So gehet denn hin und macht alle Völker zu Jüngern, indem ihr sie tauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen

*) Vgl. den von mir in den Preussischen Jahrbüchern Band 131, Heft 2, auszugsweise wiedergegebenen Artikel des Missionars Schmidt in der Zeitschrift „Der alte Glaube“, Nr. 17, d. 27. Januar 1905.

Geistes," eine absolute religiöse Pflicht. Das ist sie sicher, auch ohne Berufung auf jenes Wort Jesu, das wenn es auch auf keinen Fall authentisch ist, darum doch eine innere Notwendigkeit des Christentums zum Ausdruck bringt. Nur ist damit in keiner Weise etwas darüber gesagt, ob alle Völker der Erde imstande sein werden, den vollen Inhalt der evangelischen Verkündigung in geistig selbständiger Weise sich anzueignen. Zu der Zeit, als die entscheidende Ausbreitung des Christentums in der alten Welt erfolgte, fehlte unter den damaligen Kulturvölkern das Bewußtsein von tiefgreifenden innerlichen Rassenunterschieden in der Menschheit so gut wie ganz. „Alle Völker“ oder „alle Welt“, im Sinne des Verfassers jener Worte in den Evangelien bedeutete soviel, wie den alten orbis terrarum, den Erdkreis, die Länder, die sich näher und ferner um das Mittelmeer lagerten. Darüber hinaus reichte das Wissen im Osten etwa noch zu den Parthern, Arabern und Indern, im Norden zu den Skythen und Germanen, und mit einigen ganz nebelhaften Vorstellungen vielleicht auch noch zu den „Seidenleuten“, den Serern, am Ende der Welt. Innerhalb dieses Anschauungs- und Erfahrungskreises war für das Altertum von durchgreifenden Rassenunterschieden, so wie wir sie zwischen uns und den Eingeborenen Afrikas oder Australiens bestehen sehen, wenig oder nichts bemerkbar. Wenn die Griechen und Römer alle diejenigen Völker, die nicht zu ihnen gehörten als „Barbaren“ bezeichneten, so sollte damit nur ein Unterschied der Kultur, keineswegs ein solcher der Rassenveranlagung ausgedrückt werden, und die Erfahrung lehrte die alten Kulturvölker ja fort und fort, daß diejenigen, die heute in ihrem Sinne Barbaren gewesen waren, morgen schon in geistig-kultureller wie in politischer Beziehung ihnen ebenbürtig, ja überlegen zu werden imstande waren. Zwar trat auch die niedere schwarze Rasse Afrikas vorübergehend in eine gewisse Beziehung zu der alten Kulturwelt, aber diese Beziehungen waren wenig intensiv und erfolgten fast nur auf dem Wege des Imports einzelner Individuen oder kleiner Sklaventrupps aus dem wirklichen Negerlande in die Mittelmeerwelt. Jenseits der Grenze des römischen Reichs in Afrika wohnten keine Negervölker, sondern Berbern und andere Sahara-Stämme,

Lieber aber!

die keineswegs geeignet waren, den Römern den Eindruck einer besonderen rassenhaften Inferiorität zu machen (man denke an Masinissa und Jugurtha!), und selbst in Oberägypten lebten am Rande Innerafrikas nicht eigentliche Neger, sondern höher stehende Nubier. Trotzdem hat sich gerade den dunkelfarbigen afrikanischen Völkern gegenüber beinahe als einzige antike Andeutung eines tieferen Empfindens für die Rassenverschiedenheit jenes Wort aus dem Alten Testament geltend gemacht (im ersten Buche Moses, Kapitel 9, 26—27): „Gelobt sei der Herr der Gott Sems und Kanaan sei sein Knecht! Gott breite Japhet aus und lasse ihn wohnen in den Hütten des Sem, und Kanaan sei sein Knecht!“

Die gegenwärtige Praxis der evangelischen Missionen in Afrika rechnet im Durchschnitt abgesehen von der Rasseninferiorität des Negers auch zu wenig mit der Tatsache, daß unterhalb einer gewissen materiellen Kulturstufe keine verständnisvolle Aneignung der christlichen Grundwahrheiten möglich ist. Das Christentum ist sowohl historisch als auch seinem Wesen nach nicht eine Religion für Barbaren, sondern nur für Kulturnationen, und der Versuch, es auch bei kulturell niedrig stehenden oder degenerierten Völkern einzuführen, hat bisher noch immer zu seinem Schaden geendigt. Überall wo wir barbarische Völker als nominelle Bekenner des Christentums finden, sehen wir auch die christliche Religion barbarisiert. Dabei braucht man noch nicht einmal an die furchtbaren Zustände auf Haiti zu denken, sondern es genügt schon, sich diejenige Qualität Christentum vorzustellen, die etwa in Abessinien oder bei den Indianerstämmen auf dem Kordilleren-Hochlande von Südamerika existiert. Auch das Schicksal, das das Christentum in Rußland während der Zeit der Mongolenherrschaft vom dreizehnten bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erlitt, ein Schicksal, das noch bis zum heutigen Tage auf der russischen Kirche lastet, ist unter demselben Gesichtspunkte zu beurteilen. Die Unterwerfung und Christianisierung der Sachsen durch Karl den Großen ist nur eines der vielen Beispiele dafür, daß Kultur und Christentum historisch unmittelbar zusammengehören, und daß nur durch ihre gleichzeitige

Einwurzelung ein bis dahin barbarisches heidnisches Volk geistig und materiell gehoben werden kann. Es gibt in der ganzen Weltgeschichte und auf der ganzen Erde kein einziges Beispiel dafür, daß lebendiges Christentum und Unkultur je oder irgendwo im Verein miteinander denkbar sind. Auch die germanischen Stämme der Völkerwanderung wuchsen erst in die römisch-griechische Kultur und darnach oder höchstens gleichzeitig in das Christentum hinein. Bei den Negervölkern Afrikas ist ihre Unfähigkeit zu höherer Kultur bereits an sich ein Beweis dafür, daß sie als selbständige Träger der christlichen Ideenwelt nicht in Betracht kommen können, wenigstens nicht des Christentums in seiner evangelischen Auffassung. Der Neger ist ein Mensch, bei dem das sinnliche Element so schlechthin vorherrscht, daß er ein religiöses Prinzip, dessen Kraft grade in der Unterordnung der Sinnenwelt unter die geistige Welt besteht, unmöglich fassen und innerlich sich aneignen kann. Wer Afrika kennt, der weiß, daß eins der stärksten, vielleicht das stärkste Hindernis für die selbst nur ganz äußerliche Annahme des Christentums durch die Negerrasse die Vielweiberei ist. Bekanntlich hat die elementare Gewalt der polygamischen Tendenz bei den Negern auf missionarischer Seite gelegentlich sogar zu dem Versuch geführt, um den Preis der Taufe einflußreichen Häuptlingen wenigstens zwei Frauen zu gestatten. Man hat das dann, außer mit reinen Opportunitätsgründen, durch eine formalistische Bezugnahme auf das Alte Testament in Verbindung mit dem Kulturstand der Täuflinge zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen versucht. Selbstverständlich ist eine solche Verzweiflungspraxis mit dem Geist des Christentums unvereinbar.

Weil es einer so niederen Entwicklungsstufe der sittlich-religiösen Instinkte, wie sie bei den Negern vorherrscht, mit zwingender Notwendigkeit entspricht, das Religiöse irgendwie an das Dingliche, Sinnenfällige zu heften und auch den Inhalt des Religions-Ideals selbst so sinnlich wie nur irgend möglich zu gestalten, daher entfaltet auch der Islam eine so außerordentliche missionierende Kraft auf afrikanischem Boden. Der Islam setzt an die Stelle der heidnisch-ahergläubi-

schen, fetischistischen Handlungen, die der Neger im religiösen Naturzustande begeht, andere gleichfalls rein äußerliche Riten, und er stellt mit der Ausmalung der muhammedanischen Paradieseswonne auch für das Leben nach dem Tode im Jenseits ein absolut sinnliches Ideal auf. So etwas freilich ist der Neger nicht nur fähig zu fassen, sondern er faßt es sogar mit Leichtigkeit und mit Begierde auf, ja er ist imstande, sich dafür bis zu einem gewissen Grade fanatisieren zu lassen. Es liegt daher auf der Hand, daß, wenn schon vom Christentum in Afrika die Rede sein soll, die katholische Mission größere Chancen haben wird, als die evangelische, falls diese bei ihrer gegenwärtigen Praxis bleibt, ihre Arbeit in der Hauptsache auf die Verkündigung, auf die Lehre, zu gründen. In Togo habe ich einmal an dem Stamm eines Affenbrotbaums, der den Ewhe negern als Fetischbaum heilig gilt, ein katholisches Marienbild unter einem kleinen Schutzdach angenagelt gesehen. Das ist zunächst nur dieselbe Praxis, die die katholische Kirche auch in Italien, Spanien oder Germanien befolgt hat: ihre Heiligtümer an die Stelle der alten heidnischen Kultusstätten zu gründen; nur werden Zweifel daran geboten sein, ob die katholische Mission in Afrika je über den Notbehelf solcher prinzipiell doch etwas fragwürdigen Krücken zur Hinüberleitung vom Alten zum Neuen hinausgelangen wird. Wie dem aber auch sei — auf jeden Fall wird sie beim Neger vor der evangelischen Mission dadurch einen Vorsprung haben, daß sie selbst noch, namentlich als Popularreligion, einen starken Überrest von Superstition aus dem Stadium der Naturreligion in sich trägt: die ganze Idee einer vermeintlichen sinnensfülligen Verbindung zwischen religiösem Heilsgut und allerlei sichtbaren und greifbaren Dingen, das Heiligen- und Reliquienwesen, die religiöse Magie in ihren Weihen und Amuletten wie in ihrer Auffassung des Sakramentsbegriffs, und dergleichen mehr. Dazu kommt ihr absolut autoritäres, disziplinares Ideal des Verhältnisses von Priester und Gemeinde, Führer und Masse. Man würde den katholischen Missionaren mit der Behauptung Unrecht tun, daß sie die Neger mit Unterricht in der christlichen Sittenlehre überhaupt verschönten, aber es liegt

in der Natur des Katholizismus selbst, wenn er dieser inneren Seite der Lehrvorbereitung, die bei der evangelischen Mission alles ist, keine so entscheidende Bedeutung beilegt, sondern zunächst damit beginnt, den schwarzen Missionszöglingen die Bedeutung der äußeren kultischen Handlungen, Bekenntnisformeln und Riten klar zu machen, ihnen diese äußeren Dinge fest einzuprägen und vor allem darnach zu streben, einen gesicherten autoritären Einfluß auf das tägliche Leben der Missionsgemeinde zu gewinnen. Aus dieser Idee heraus ist der Katholizismus immer bereit gewesen, womöglich ganze Völker auf einmal zunächst äußerlich zu christianisieren und ihre mehr innerliche Bekanntmachung mit dem Gehalt der christlich-katholischen Lehre der allmählichen durch Generationen hindurch fortschreitenden Erziehung zu überlassen. Zu typischer Ausbildung ist dieses Prinzip bekanntlich bei der jesuitischen Mission unter den Indianern von Paraguay gelangt, allerdings mit dem Ergebnis, daß, nachdem die Jesuiten das Land hatten verlassen müssen, in kurzer Zeit bis auf einige wenige Äußerlichkeiten auch die letzten Spuren des Christentums von dort verschwunden waren. Immerhin wird man nicht leugnen können, daß die katholische Mission aus den eben genannten Gründen eine starke Fähigkeit besitzt, bis zu einem gewissen Grade zivilisierend auch unter Völkern von der durchschnittlichen Entwicklungsstufe der Neger zu wirken. Wenn also die evangelischen Missionen daran festhalten wollen, sich auch ihrerseits auf einem solchen Arbeitsfelde, wie Afrika es bietet, zu behaupten, so werden sie sich zunächst dazu entschließen müssen, auf jenes von ihnen bisher noch festgehaltene Ideal, die Neger zu einem inneren Verständnis des evangelisch-christlichen Prinzips zu bringen, in dem Sinne, daß fortan auch bei ihnen ein selbständiges Weiterwachstum vollwertigen Christentums erfolgen könnte, wie seinerzeit nach der Christianisierung bei den romanischen und germanischen Nationen, zu verzichten. Die Aufgabe, vom evangelischen Standpunkt aus eine prinzipiell so reduzierte Form für die Glaubenslehre, für die Unterweisung und die Gemeindeleitung zu finden, wie sie dem inneren Bedürfnis der Negerrasse angepaßt erschiene, ist natürlich keine einfache. Gelöst kann

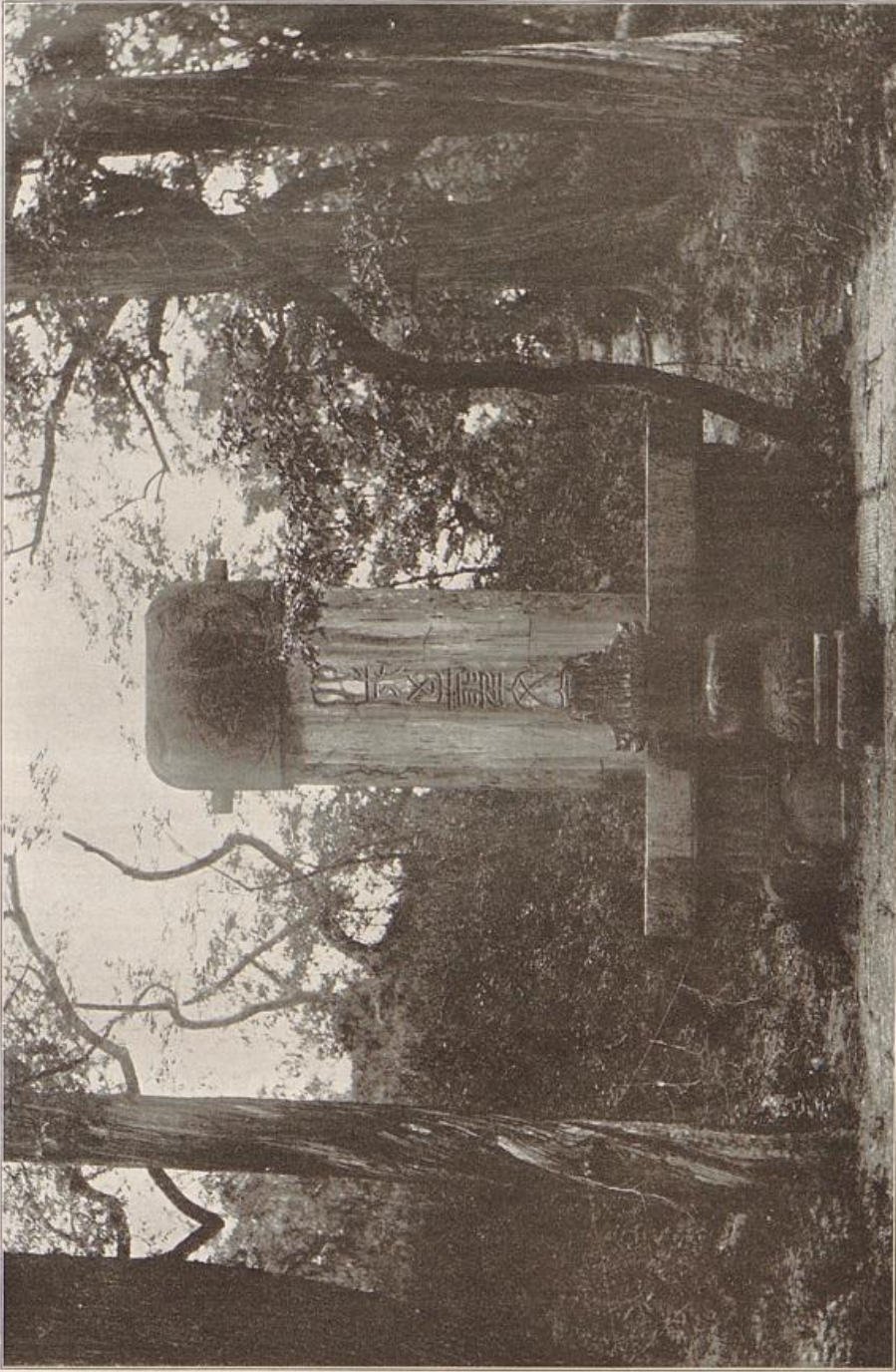
sie in jeder der drei angedeuteten Richtungen nur werden, wenn man auf das evangelisch-freiheitliche Entwicklungsideal verzichtet und das autoritäre an seine Stelle setzt. Eben der Begriff der geistigen und sittlichen Freiheit ist es ja, den wir in weitgehender Weise ausschalten müssen, sowohl wenn wir den gegenwärtigen Stand als auch wenn wir das absehbare Entwicklungsziel des Negers uns verdeutlichen wollen. Daran kann gar kein Zweifel sein, daß es möglich, und weil möglich auch eine moralische und materielle Pflicht ist, die afrikanische Negerkultur im Durchschnitt auf einen sehr viel höheren Stand zu heben, als der ist, auf dem sie sich heute befindet. Das bezieht sich zunächst auf das äußere, ökonomische und soziale Dasein der Neger, auf die Verbesserung ihrer oft nur sehr mangelhaft gesicherten Ernährungsverhältnisse, auf die Einführung rationellerer Kulturen, auf die Hebung der gesundheitlichen Zustände, die Verminderung der geradezu furchtbaren Kindersterblichkeit, die Seuchenbekämpfung und dergleichen mehr. Diese Art von Kulturarbeit an der schwarzen Rasse steht nicht nur in einem äußeren, sondern auch in einem sehr innerlichen Zusammenhange mit der Vermehrung der allgemeinen Arbeitsleistung und der wirtschaftlichen Produktion des Negers, wengleich wir auch als die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Herren unserer schwarzen Untertanen ohne alle Rücksicht auf derartige Nützlichkeitsmotive zur Fürsorge für sie verpflichtet sind. Darüber hinausgehend hat nun aber die eigentliche moralische Erziehungsarbeit am Neger einzusetzen, und nach dieser Richtung hin wird die Übernahme der uns als Gesamtheit den Eingeborenen gegenüber obliegenden Verpflichtung wohl stets überwiegend Sache der Mission bleiben. Die politische und wirtschaftliche Verwaltung der afrikanischen Kolonien wird es aber in der Hand haben, durch einen möglichst energischen Betrieb jener vorhin skizzierten allgemein kulturellen Fürsorge auch das geistige Erziehungswerk in direkt entscheidender Weise zu erleichtern und zu fördern.

Wir haben wiederholt betont, daß der Neger vor allen Dingen auf die geeignete Anwendung des Autoritätsprinzips in positivem Sinne

zu reagieren geneigt ist. Neben diesem kommen zweifellos auch noch Motive der persönlichen Anhänglichkeit, in Ausnahmefällen wohl auch eine gewisse Dankbarkeit, moralische und disziplinarische Gewöhnung oder Suggestion, schließlich die verständige Überlegung des Zweckmäßigen in Betracht. Dieses letztere Motiv ist in seiner Entwicklung zur geschäftlichen Schlauheit und Gerissenheit, zur Erspähung des eigenen Vorteils auch dem Weißen gegenüber, zur Ausnutzung aller Schwächen des weißen Mannes, oft sogar sehr stark ausgebildet, wie denn überhaupt auf das bestimmteste der grundverkehrten Vorstellung entgegengetreten werden muß, der Neger sei unintelligent, sei ein „Kind“, oder was dergleichen Redensarten mehr sind. Der Neger als solcher ist weder eins noch das andere; er stellt vielmehr einen besonderen, bei den vorgeschrittensten afrikanischen Stämmen in seiner Art zur vollen Entwicklung gelangten Typus des menschlichen Geschlechts dar, einen Entwicklungstypus allerdings, dem es bisher nicht gelungen ist und dem es seiner ursprünglichen Veranlagung nach auch nicht bestimmt zu sein scheint, die oberste ideale Krone des Menschentums und das kostbarste aller dem Menschen zugänglichen Güter zu erlangen: die freie und absolute Willensbestimmung nach geistig-sittlichen Motiven. Erscheinungen der Idee menschlicher Selbstaufopferung aus idealen Gründen, wie wir sie bei den Völkern höherer Rasse, der weißen und gelben, selbst bei dem rothhäutigen Zweige der Menschheit, auf allen uns geschichtlich zugänglichen Stufen der kulturellen Entwicklung finden: bei den afrikanischen Negern reiner Rasse suchen wir sie vergebens. Auch wenn wir unseren Blick denjenigen staatlichen Gebilden der Neger zuwenden, die am weitesten vorgeschritten waren: den (allerdings auch schon muhammedanisch beeinflussten) Haussaländern im westlichen Sudan, Benin, Dahomé, Bornu, Wadai (diese beiden auch schon muhammedanisch!), den Balis und Bamums auf dem Hochlande von Kamerun, dem einstigen Lundareich im portugiesischen Angola, Uganda, Ruanda, Urundi, schließlich den Sulustaaten in Südafrika — Gebiete, in denen die Ackerbaukultur, die Entwicklung des Gewerbes, die soziale Gliederung des Volkes, die kriege-

rische Kraft zum Teil ganz bedeutend entwickelt waren, als die Europäer zuerst in Berührung mit ihnen kamen — überall liegt ein dumpfer, tief innerlich barbarischer, bluttriefender und sinnlicher, des geistigen Elementes barer Zug über der ganzen Erscheinung auch dieser höchsten und in ihrem Sinne leistungsfähigsten Gestalt, die der Neger seiner genuinen Art von „Kultur“ zu geben vermocht hat. Dieser Zug ist auch nicht zu verwechseln mit den vielen barbarisch-rohen Erscheinungen, die auch im Leben derjenigen Völker eine Rolle spielen, die später Kulturnationen geworden sind; er ist vielmehr etwas ganz Besonderes und Unverkennbares für sich. Die religiös-erzieherische Beeinflussung des Negers wird also mit Erfolg überall erst dort einsetzen können, wo in politisch-materieller Beziehung die auf moderne Verkehrsmittel und überlegene Waffengewalt fundierte Herrschaft eines europäischen Kulturvolks bereits fest stabilisiert ist. Dann, wenn dem Neger aus genügend eindrucksvoller eigener Erfahrung heraus der eine Satz feststeht, daß er der weißen Herrschaft als solcher unbedingt zu gehorchen hat und daß jeder Versuch zu ihrer Abschüttelung zu unerbittlicher strenger Strafe führt, dann erst ist die Hauptvoraussetzung dafür gegeben, die schwarze Rasse nun in einer viele Generationen und Jahrhunderte langen Arbeit in unserem Sinne zu erziehen. Dabei wird die Mission um so sicherer die Früchte des Wirkens ihrer hingebenden und aufopferungsvollen Arbeit auf dem afrikanischen Felde ernten können, je einsichtiger und aufrichtiger sie auf das unerfüllbare, unmögliche Ideal verzichten, aus den Schwarzen Vollchristen, Vollbürger der christlichen Religionsgemeinschaft, machen zu wollen. Es muß genügen, sie bis zur Stufe von Schutzverwandten des Christentums zu heben, denen durch ihre Naturanlage ein volles christliches Selbstbestimmungsrecht nicht zugänglich ist.

Wir haben also unseren Standpunkt gegenüber der christlichen Missionsarbeit an den niederen Rassen dahin zusammenzufassen, daß der Grundsatz des Evangeliums: von der Bestimmung der menschlichen Seele zur Freiheit in Gott, zur vollen Anwendung nur innerhalb



Grabdenkmal des Konfuzius in Kūfu, Provinz Schantung



Grabdenkmal des Konfuzius in Kifu, Provinz Schantung

des Kreises der vollwertig entwickelten Rassen Anwendung finden kann. Dabei ist natürlich nichts dagegen einzuwenden, wenn jemand sagt, der Begriff der Vollwertigkeit in diesem Sinne sei an sich bloß ein relativer und auch die weiße Rasse habe keinen Anspruch darauf, als vollwertig im sittlich absoluten und idealen Sinne zu gelten. Das ist weder vom Standpunkt des konfessionell-dogmatischen Konservatismus, noch von dem der modernen Entwicklungslehre aus zu bestreiten; es tut aber auch gar nichts zu der Sache, um die es sich hier handelt. Auch höchste menschliche Liebe und der brennendste religiöse Idealismus müssen sich darin finden, daß rein-anthropologische Tatsachen ihrer Betätigung Richtung, Wege und Grenzen weisen. Eine solche Tatsache ist das Vorhandensein der inneren und äußeren Rassenunterschiede. Wie aber steht es nun mit der Betätigung des Christentums bei denjenigen Rassen, die nicht wie die afrikanischen Neger als kulturlos im höheren Sinne bezeichnet werden können, die vielmehr eine alte, originale und hochentwickelte Kultur besitzen, die mit unserer christlichen, abendländischen nichts oder nur sehr wenig zu tun hat? Wir haben vorhin Gelegenheit genommen, sehr bestimmt zu betonen, daß das Christentum als Religion wie als geistig-sittliche Potenz überhaupt nur von Kulturvölkern selbständig erfaßt, getragen und als originaler Daseinsfaktor angeeignet werden könne. Müssen wir aber nicht noch einen Schritt weitergehen? Müssen wir nicht auch die Frage aufwerfen, ob nicht zwischen unserer historisch erwachsenen abendländischen Kultur und der christlichen Ideenwelt ein so fester organischer Zusammenhang besteht, daß die Möglichkeit einer Überpflanzung des Christentums auf den Boden der originalen Kultur einer fremden Rasse, mag dieselbe an Bedeutung auch der unserigen nicht nachstehen, zweifelhaft erscheint? Natürlich denken wir dabei zuerst an die Völker des ostasiatischen Kulturkreises, die Chinesen, Japaner und ihre Verwandten. Sobald wir anfangen, uns etwas näher beispielsweise mit dem Geistesleben der Chinesen zu beschäftigen, so sehen wir bald, wie große Unterschiede hier bestehen. Wir sind gewohnt, von unserem westeuropäischen Standpunkt aus von abendlän-

dischem und morgenländischem Wesen zu sprechen. Stellen wir uns aber einmal auf den Standpunkt des gebildeten Chinesen, der seine und der westlichen Völker Art vergleicht, so erkennen wir alsbald, wie das, was wir Morgen- und Abendland nennen, von dort aus gesehen, geistig-religiös in eins zusammenfließt. Der Chineser wird urteilen, daß Christentum, Judentum und selbst der Islam drei untereinander verwandte Erscheinungen sind. Als der erste und wichtigste Beweis dieser inneren Verwandtschaft wird ihm die Tatsache erscheinen, daß bei diesen drei „westlichen“ Religionen in übereinstimmender Weise das religiöse Leben durch zwei Pole bestimmt ist: den Pol der menschlichen und den der göttlichen Persönlichkeit. Der menschlichen persönlichen Seele, dem menschlichen Willen, steht ein ebenso persönlich gedachtes und vorgestelltes göttliches Prinzip gegenüber, und es ist die Aufgabe der menschlichen Persönlichkeit, durch Erfüllung des Willens Gottes zum Genuß der persönlichen Gemeinschaft mit Gott zu gelangen. Der Chineser wird nicht verkennen, daß in der inneren Ausgestaltung dieses Ideals der Gemeinschaft zwischen der menschlichen und der göttlichen Persönlichkeit sowohl bei den christlichen Konfessionen untereinander als auch zwischen dem Christentum im allgemeinen, dem Judentum und dem Islam tiefgreifende Unterschiede bestehen, aber die Tatsache, daß allen „westlichen“ Völkern das, was sie ihre Religion nennen, eine Art Drama ist, das sich zwischen Gott und dem Menschen, zwischen Menschen und Gott, abspielt, wird ihm von seinem Standpunkt aus als ein so merkwürdiges und bestimmendes Moment erscheinen, daß er daraufhin ohne weiteres Christentum, Judentum und Islam als drei Zweige an einem ihm fremden Baum erkennen wird.

Von unserem westlichen Standpunkt aus gesehen, ist es wiederum eine merkwürdige Erscheinung, daß die großen asiatischen Kulturvölker in der religiösen Frage entweder nach der einen oder nach der anderen Seite zur Negation der Zweipoligkeit des religiösen Lebens gelangt sind. Die geistige Entwicklung hat schließlich im Buddhismus die Aufhebung der menschlichen Persönlichkeit, ihr Aufgehen und

Zerfließen in der Weltseele, im All, als das religiöse Ideal erkannt. Die Chinesen dagegen haben zwar den Begriff der menschlichen Persönlichkeit nach seiner sittlich bedingten Seite hin bis zur Vollkommenheit erkannt und herausgearbeitet, aber die Vorstellung eines persönlichen Gottesgeistes oder eines persönlich-sittlichen Weltwillens ist ihnen so gut wie fremd geblieben. Das geht so weit, daß, wenn man den Gedanken eines persönlichen Gottes im Sinne der westlichen Religion zuerst vorträgt, der Chinese den Eindruck einer ganz absurden, phantastischen oder abergläubischen, eines geistig hochstehenden Menschen unwürdigen Idee erhält.

Bei der chinesischen Rasse haben sich die persönliche Vorstellungswelt und das sittliche Bewußtsein nicht in der Weise entwickelt, wie bei den Völkern des vorderasiatischen, europäischen Kulturkreises, die in fortschreitender Erkenntnis schließlich bis zu dem geistigen Erlebnis vordrangen, daß das absolut Gute nichts anderes sei, als die Darstellung des absolut persönlichen Gotteswillens in der Welt, sondern die Religion ist zum Teil überhaupt verkümmert, während die Ethik ohne Beziehung auf eine religiöse Ideenwelt selbständig eine hohe Stufe erreicht hat. Der typische Vertreter des chinesischen Wesens ist in dieser Beziehung Konfuzius, wie die jesuitischen Missionare des 17. Jahrhunderts den Philosophen, Politiker und Sittenlehrer Kung-tse, einen Zeitgenossen etwa des Buddha und Pythagoras, genannt haben. Es ist nicht möglich, an dieser Stelle auf die Persönlichkeit des Konfuzius und auf die Beziehung zwischen Religion und Sittlichkeit im chinesischen Bewußtsein näher einzugehen. Dazu würde vor allen Dingen auch eine viel genauere Kenntnis der chinesischen Moralphilosophen, voran des Konfuzius selbst, gehören, als sie bisher demjenigen Westländer, der nicht selbst über ein umfassendes chinesisches Wissen verfügt, zugänglich ist. Es genügt aber, auf die Tatsache hinzuweisen, daß unter den Chinesen die Religion bei den Gebildeten unentwickelt und beim Volke nur in der Gestalt des Ahnenkultus in animistischer Form, und außerdem als Glaube an allerlei Naturgeister und Dämonen vorhanden ist, während auf der anderen Seite eine gewisse Bekanntschaft

mit der Ethik des Konfuzianismus, zu der sich die Gebildeten Chinas fast ausschließlich bekennen, nicht den geringsten Zweifel daran übrig läßt, daß die chinesische Rasse in dieser Beziehung eine außerordentlich hohe Entwicklungsstufe erreicht hat. Für das religiöse Volksbewußtsein stehen der Ahnenglaube und der Ahnendienst durchaus im Zentrum; alles übrige ist unklar, verschwommen und mehr Gegenstand des Aberglaubens, als der Religion. Für den gewöhnlichen Chinesen gibt es Geister in der Luft, irdische Geister und menschliche Geister, eben die Ahnen. Das aber ist kein klassischer Konfuzianismus; der Kern der konfuzianischen Ethik ist nichts anderes, als die Idee von der Souveränität der sittlichen Persönlichkeit. Konfuzius hat nicht prinzipiell über religiöse und sittliche Fragen spekuliert, sondern nur in unmittelbarer Abzweckung auf die Erfordernisse des praktischen Lebens; er war kein abstrakter Wahrheitsucher, sondern ein Politiker. Als solcher aber hat er den Grundsatz vertreten, daß innerhalb des staatlichen wie des individuellen Lebens auf die Dauer allein ethische Prinzipien imstande seien, eine bewahrende Macht auszuüben. Konfuzius hat es immer wieder betont, daß sich Menschen dauernd nicht anders beherrschen lassen, als durch die Macht einer sittlichen Persönlichkeit und daß die gesetzte staatliche Ordnung niemals allein auf den Zwang der äußeren Gesetze, sondern auf den natürlichen, d. h. in seinem Sinne auf den sittlichen Grundtatsachen des menschlichen Wesens beruhen müsse. Derjenige Gesichtspunkt, unter dem ihm das Nachdenken über sittliche Dinge und die prophetische Verkündigung seiner Einsicht als zwingende Notwendigkeit erschien, war die Notwendigkeit, ein Ordnungsprinzip für das Zusammenleben der Menschen im Staat wie in der Familie zu finden. In dieser Beziehung sind Konfuzius und die gesamte chinesische Sittenlehre durchaus praktisch interessiert und praktisch orientiert. Das letzte Ziel ist niemals die sittliche Vollkommenheit des Individuums für sich, sei es auch unter Bezugnahme auf die Einsicht, daß sittliche Vollkommenheit sich nur im Verkehr mit anderen bewähren kann, sondern es ist die alles

beherrschende Vorstellung von der Pflicht des Einzelnen, dem Wohle und der Ordnung des Ganzen entsprechend zu leben.

Dieser eigentümlichen, uns Abendländern höchst fremdartig erscheinenden Entwicklung der Beziehungen zwischen der religiösen und der sittlichen Vorstellungswelt entspricht es, wenn wir in China die Wahrnehmung machen, daß alles was dort an Religion vorhanden ist, gar nichts mit der chinesischen Kulturentwicklung zu tun hat, sondern im Gegenteil als Überrest einer heidnisch-barbarischen Vorzeit erscheint. Dem entspricht auch die innere Stellung des gebildeten Chinesen zu diesen Dingen, und wenn eine christliche Mission wirkliche Geistesarbeit leisten und bis in den Kern ihrer Aufgabe vordringen will, dann muß sie ihr Arbeitsfeld nicht bei dem Wust der Volksreligion und des Volksaberglaubens suchen, sondern sie muß sich von vornherein und prinzipiell mit der klassischen konfuzianischen Ethik und mit denjenigen Ideen auseinandersetzen, die in bewußter Weise an das konfuzianische System anknüpfen. Bei einem heidnischen Volke im gewöhnlichen Sinne des Wortes, vor allen Dingen bei den niederen Rassen, auf Missionsgebieten wie dem afrikanischen, wird der Missionar allerdings genötigt sein, sich der bestehenden schlechtthin barbarischen, abergläubischen, sittlich minderwertigen oder direkt unsittlichen religiösen Vorstellungswelt der Leute gegenüber nur negativ zu verhalten. Hier muß er versuchen, vom Boden der christlichen Sittlichkeit ausgehend, die alte Religion, die ihm keinerlei Anknüpfungspunkte bietet, von Grund aus zu überwinden und auszurotten. Es ist aber ein entscheidender und schwerer Fehler, wenn die große Mehrzahl auch der evangelischen Missionare in China dem chinesischen Religionswesen innerlich in derselben Weise gegenübersteht, wie es den heidnisch-barbarischen Naturreligionen gegenüber notwendig ist. Dieser Fehler entspringt zum Teil aus der eigenen engen Auffassung des Christentums bei den Missionaren, zum Teil aus ihrer, sowohl in allgemeiner Beziehung als auch insbesondere was die Kenntnis des chinesischen Geisteslebens anbetrifft, ungenügenden Bildung. So richtig es ist, daß wir auf der einen Seite den größten Teil unseres Wissens über China einer Anzahl hervor-

ragender Missionare verdanken, so wenig darf man auf der anderen Seite die Augen davor verschließen, daß die meisten Missionare von einer erstaunlichen Unwissenheit in der Sphäre der höheren chinesischen Geistesbildung sind. Hierin wird auch solange keine entscheidende Änderung eintreten können, als sich die Missionsgesellschaften nicht entschließen, wenigstens alle wichtigeren Plätze auf ihrem chinesischen Arbeitsfelde mit wissenschaftlich gebildeten Personen zu besetzen. Wenn wir die katholische Mission in China, die ein besonderes Kapitel für sich bildet und uns an dieser Stelle weniger angeht, beiseite lassen, so sehen wir unter den Chinesen hauptsächlich englische und amerikanische Missionsgesellschaften an der Arbeit. Die deutsch-evangelische Mission in China bedeutet gegenüber der angelsächsischen sehr wenig; die kleine Zahl ihrer Stationen und Arbeiter verschwindet gegenüber jenen erwähnten ganz. Für das Gros der evangelischen Missionare, gleichviel welcher Zugehörigkeit, würde die Zumutung, z. B. die Staats- und Sozial-Ethik des Konfuzius zu erkennen und zu erfassen, etwa dasselbe bedeuten, wie für einen frommen Schneider- oder Tischlergesellen die Aufgabe, sich in den Aristoteles oder in die Kritik der praktischen Vernunft zu vertiefen. Nicht nur in England oder Amerika, sondern auch in Deutschland hält man es auf kirchlich-orthodoxer und biblisch-pietistischer Seite für ausreichend, Missionskräfte von persönlicher Würdigkeit, Frömmigkeit und beruflicher Hingabe, aber von sehr mittelmäßiger theologischer und ganz ungenügender Allgemeinbildung auf das chinesische Arbeitsfeld zu schicken. So ein Missionar ist der Aufgabe gegenüber von vornherein aus dem Grunde so gut wie verloren, weil er nicht imstande ist, die vorhandenen inneren Werte im Chinesentum zu begreifen und zu würdigen.

Den Missionaren erscheint in China der ethische Konfuzianismus, der Ahnendienst und die ganze Masse des schlechthin heidnischen populären Aberglaubens auf derselben Linie, als eine einzige heidnische Verdammnis. Natürlich ist der Kultus der populären Naturgeister, der Feld- und Stadtgöttheiten, der Bergdämonen usw. purer Götzendienst; ebenso scheint es gewöhnliches Heidentum zu sein, wenn ein

Kriegsgott, ein Gott des Reichtums und ähnliche Gestalten als Idole in Holz, Stein und Malerei Verehrung genießen. Trotzdem hat in Wirklichkeit z. B. die Verehrung der Lokalgöttheiten viel mehr vom katholischen Kultus, als vom typischen Heidentum an sich. Die Stadt- und Dorfgötter sind Schutzpatrone der Ortschaften — ursprünglich und vielfach auch noch im Bewußtsein der Leute historische oder halbgeschichtliche Personen. So ist z. B. der chinesische Kriegsgott ein sozusagen kanonisierter Feldherr der historischen Zeit, über den die chinesischen Geschichtsquellen berichten. Berühmte Mandarinen, treue Beamte, gute Richter, an deren Tätigkeit sich die Nachwelt dankbar erinnert, werden Schutzpatrone oder Stadtgötter an dem Ort, wo sie früher gewirkt haben. Natürlich fließt das im Bewußtsein der ungebildeten Massen mit allerlei grob-heidnischen Vorstellungen zusammen. Auch abgesehen hiervon, vermischen sich in China wie in Europa Religion und Aberglauben auf einem gewissen Grenzgebiet eng miteinander. Der ganze chinesische Glaube an Luft- und Wassergeister, an glück- und unglückbringende Tage, an die Wirksamkeit von Beschwörungen und Amuletten, ist ebenso sehr oder ebensowenig Religion, wie der Hegen- und Dämonenglaube innerhalb des kirchlichen Katholizismus. Am Ende ist es auch in China nicht mehr Gözendienst, als in Spanien oder Sizilien aus irgend einem Anlaß, wenn z. B. nach längerer Dürre ein Bittgang um Regen veranstaltet wird mit Musik und mit dem geschmückten Kultusbild auf der Tragbahre, mit Weihrauchduft, Paukenschlägen, Feuerwerk, Laubgewinden, Papierblumen usw. Solche Dinge darf man in China so wenig wie in Europa auf der gleichen Linie wie die eigentlich klassischen Äußerungen und Denkmäler des sittlichen oder religiösen Bewußtseins sehen.

Wer also Mission in China treiben will, muß imstande sein, jenen in der Gegenwart verborgenen, aber nicht toten alten Lebensquellen der chinesischen Geisteskultur zu lauschen. Sie sind nicht tot und versiegt; sie liegen in der vieltausendjährigen Masse der chinesischen Literatur enthalten. Eine Regeneration Chinas ist undenkbar ohne ein Zurückgehen auf diese Quellen. Sie ist aber auch undenkbar ohne

eine starke Aufnahme von Elementen des abendländischen Geistes, und in der organischen Verbindung zwischen beiden Bestandteilen wird sich ihre Brauchbarkeit für China erweisen. Zu einem Faktor von innerem Einfluß auf das chinesische Wesen kann sich aber die evangelische Mission nur dann entwickeln, wenn sie sich ernsthaft entschließt, an die klassische Ethik der Chinesen anzuknüpfen, die in ihr enthaltene tiefe sittliche Wahrheitserkenntnis anzuerkennen und von beiden Seiten, von Konfuzius und vom Evangelium aus, gleichzeitig auf eine innere Begegnung hinzuarbeiten. Dann aber ist es unmöglich, in der bisherigen Weise mit der Missionspredigt fortzufahren. Innerhalb des jetzigen gewöhnlichen Missionschemas geht es überhaupt nicht an, jene beiden Größen in derselben Gesichtslinie anzuschauen. Der Missionar in China verkennt auch fast durchweg die Tatsache, daß die sittliche Fragestellung des Chinesen deshalb eine ganz andere ist, als unsere, weil das chinesische Denken den persönlichen Gottesbegriff nicht, oder doch nur in einer abgeblaßten Form kennt. Auch Konfuzius sagt, daß die menschliche Sittlichkeit den festen Ordnungen des Himmels entspricht, aber er faßt dieses Verhältnis als eine Art unpersönlicher prästabiler Harmonie auf. Schreckhafte Himmelzeichen und irdische Katastrophen sind in gleicher Weise ein Hinweis darauf, daß der Lebenswandel der Untertanen oder des Herrschers sich von den Gesetzen des Himmels entferne. Die Familienpietät, das soziale und das Staatsgefühl, liegen beim Chinesen in der Sphäre, die bei uns das religiöse Prinzip beherrscht. Von hier aus müssen ihm alle Grundlagen der christlichen Idee im höchsten Grade fremdartig erscheinen, und vollends für die theologische Dogmatik, sei es des Luthertums, sei es des Katholizismus, für Erbsünde und Rechtfertigungslehre, für die orthodox-schematische Begründung der stellvertretenden Genugtuung Christi, für den massiven Auferstehungsglauben und dergleichen mehr, hat er von vornherein nur ein indigniertes Kopfschütteln. Von solchen Ausgangspunkten aus wird nie eine innere Fühlung zwischen der evangelischen Mission und dem chinesischen Geiste verwirklicht werden können. Das kann nur dann geschehen, wenn die Mission sich entschließt, dem Christentum gegenüber

und mit ihm zusammen von vornherein von der konfuzianischen Fragestellung auszugehen: der Frage nach dem Ringen des Menschen um persönliche sittliche Vollkommenheit. Erst von hier aus kann der gebildete Chinese allmählich in die Gedankenwelt des Christentums eingeführt werden und allmählich erkennen, daß der Lebensmeister Jesus doch größer ist als der Lebensmeister Kung tse.

Stellen wir uns also auf den Standpunkt der Mission selbst, so müssen wir aus der Beobachtung der chinesischen Zustände die Folgerung ziehen, daß die bisherige Art des evangelischen Missionsbetriebes in China prinzipiell und praktisch in gleicher Weise reformbedürftig ist. Wir sollen und müssen auch uns die Erkenntnis der Amerikaner und Engländer zunutze machen, daß es sich jetzt vor allen Dingen darum handelt, nicht chinesische Proselyten für irgend eine Konfession oder Denomination zu gewinnen, sondern um Schaffung eines großen von evangelischen Prinzipien getragenen Kulturwerks unter den Chinesen. Ich bitte, an dieser Stelle die Worte noch einmal hinsetzen zu dürfen, in denen ich in meinen „Deutsch-Chinesischen Studien“ (Seite 69 f.) das Wesen der Sache zusammen zu fassen versucht habe:

„Die einzige Methode, die unter einem Volke wie dem chinesischen für die christliche Mission würdig und aussichtsvoll erscheint, ist diejenige, den Chinesen, die selbst eine alte Kulturnation sind, vor allen Dingen tieferes Verständnis und Achtung für die christlichen Elemente der europäischen Kultur zu vermitteln und sie zur Erkenntnis zu bringen, daß deren innerste Werte, trotz der scheinbaren Widersprüche, christlicher Natur sind, so daß also in diesen Werten eine Hauptwurzel des Sieges der christlichen Völker enthalten ist. Erst auf dieser Basis kann dem Chinesen die geistig-persönliche Auseinandersetzung zwischen dem Konfuzianismus und der christlichen Verkündigung zur inneren Notwendigkeit werden, und erst, wenn das der Fall ist, kann er überhaupt ein bewußter Christ werden. Es versteht sich von selbst, daß dies nicht der Weg der Massenpredigt oder des Massenunterrichts ist. Er wird sich aber trotzdem gegenüber den vergeblichen Versuchen jener Art als der bessere erweisen, weil der christliche Chinese selbst mit

Notwendigkeit seinen Landsleuten ein Prediger des Christentums werden wird, sobald er selbst aus innerem Bedürfnis heraus Christ geworden ist. Wenn China christlich werden soll, so muß das Christentum sich zuvor zu einem zwingenden Problem für die Chinesen selbst entwickeln. Das wird aber nie durch Predigen zuwege gebracht werden können, sondern nur durch praktische christliche Kulturarbeit. China kann außerdem, wenn überhaupt, nur unter der Voraussetzung christlich werden, daß chinesische Christen, die zugleich vollwertige, national empfindende, vaterlandsliebende Chinesen geblieben sind, nicht ihrem Volkstum halb entfremdete römische, methodistische, baptistische, lutherische Proselyten, die Volkspredigt und damit die Gründung einer chinesischen Nationalkirche auf sich nehmen. Der westliche Missionar, mag er noch so lange in China leben, wird es so gut wie nie dahin bringen, daß durch sein Leben und seine Rede dem Chinesentum das eigene alte Wesen im Lichte eines neuen, zwingenden Daseinsproblems entgegentritt. Dazu bleibt die geistige und sprachliche Kluft zwischen ihm und der Masse doch zu groß und zu unüberbrückbar. Das Analogon jenes Falles tritt aber ein, sobald ein Stück nach China verpflanzter christlich-deutscher lebendiger Kultur es fertig gebracht hat, an gewissen Punkten sich derart dem chinesischen Lebensprozeß einzukupfen, daß aus diesem selbst Propheten der nationalen Regeneration im Zeichen eines nationalen chinesischen Christentums erstehen. Hier liegt die große Aufgabe für das liberale Christentum und die liberale Theologie in Deutschland. Für jede kirchliche und religiöse Richtung ist es eine Probe auf den ihr innewohnenden Geist: wie sie den Missionsgedanken erfährt, oder besser gesagt, wie der Missionsgedanke sie erfährt. Tut er das nicht oder nur matt, so ist sie entweder selbst noch nicht ausgereift, oder ihre Tage sind schon gezählt."

Natürlich kann man nicht von jedem, der das Wesen der vorliegenden Aufgabe, deutsche Kulturpolitik in China zu treiben, innerlich begriffen hat, auch verlangen, daß er die Frage, wie dem deutschen Geiste am sichersten der ihm gebührende Einfluß auf den weltgeschichtlichen Wandlungsprozeß der bisherigen autochthonen Kultur der gelben

Rasse zu verschaffen ist, von vornherein grade unter dem Gesichtspunkt der Wirksammachung des Christentums in China sieht. Das ist aber auch gar nicht nötig. Nötig ist nur, daß es erstens solche Leute gibt, die von ihrem christlichen Ideal zur Missionsarbeit in modernem Sinne getrieben werden, und zweitens solche, die — mögen sie zum Christentum stehen wie sie wollen — den Weitblick und die Einsicht haben, daß sie erkennen, ein wie wirksames und wie unentbehrliches Mittel für die Durchsetzung des deutschen Kultureinflusses im fernen Osten eine von modernem Geiste getragene Mission ist. Auch Rockefeller wird die „Seelenrettung“ der Chinesen auf baptistische oder presbyterianische Art wahrscheinlich recht gleichgültig sein, und er ist bei seiner Millionienstiftung sicher nicht so sehr konfessionellen wie geschäftlichen und politischen Erwägungen gefolgt — aber er hat Leute gefunden, denen es religiöse Überzeugungssache war, mit diesen Mitteln ihrem Glauben unter den Chinesen zu dienen. Freilich nicht nur ihrem Glauben, sondern auch ihren nationalen Idealen. Es ist ein großer und bewunderungswürdiger Vorzug des angelsächsischen Geistes, daß der Einzelne sich in unvergleichlich viel höherem Maße als wir gleichzeitig als Vertreter der Allgemein-Interessen und der nationalen Gesamt-Kultur seines Volkes fühlt. Ebenso betrachtet das ganze Volk in der Heimat den Pionier in der Ferne ohne Rücksicht darauf, ob er Missionar, Reisender, Kaufmann oder sonst etwas ist, als den Schrittmacher und Vertreter der materiellen und ideellen Gesamtinteressen der Nation. Aus dieser Wechselwirkung und aus der jahrhundertelangen praktischen Erfahrung, daß grade aus ihr die glänzendsten Erfolge des Angelsachsentums auf der Erde gefolgt sind, ergibt sich, wie uns das heutige Beispiel lehrt, der mächtige englisch-amerikanische Impuls zur Geltendmachung der angelsächsischen Kulturmacht in China. Mit vollkommener Sicherheit haben es Leute wie Roosevelt, Rockefeller und Lord Cecil, haben es die großen und alten englischen Universitäten erkannt, daß der größte Erfolg in der Richtung auf das erstrebte Ziel durch Benutzung und zeitgemäße Umgestaltung der vorhandenen missionarischen Organisationen in China zu erreichen ist. Ideales und reales Verständnis begegnen

sich auf jener Seite auch hier in wahrhaft bewunderungswürdiger Weise.

Wie steht es damit unter uns? Die einzige evangelische Missionsgesellschaft in China, die gleichzeitig von der Wärme des religiösen Impulses und von moderner Erkenntnis der religionsgeschichtlichen und religionspsychologischen Tatsachen getragen wird, ist der leider noch viel zu wenig gekannte Allgemeine Evangelisch-protestantische Missionsverein. Die katholische Mission, so sehr sie ihrer inneren Natur nach zur Erziehung der afrikanischen Rasse berufen erscheint, hat in China nach dem großartigen aber vergeblichen Anlauf der Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert doch dargetan, daß sie der Aufgabe, vom chinesischen Boden aus den innern Weg zum chinesischen Geiste zu finden, ebenso wenig gewachsen ist, wie die orthodox-protestantische, englische, amerikanische oder deutsche Mission. Vor allen Dingen kommt es aber darauf an, daß auch bei uns diejenigen Kreise, die Bildung, Besitz und nationale Entschlußfähigkeit repräsentieren, in ähnlicher Weise von ihrem Vorurteil gegen das Wort „Mission“, wenigstens für China frei werden, wie die Angelsachsen. Die aber sind in wahren Sinne Weltvölker. Die Antwort auf die Frage, ob wir Deutschen wenigstens auf dem Wege dahin sind, auch ein Weltvolk zu werden, wird mit davon abhängen, ob es auch unter uns zu einer ähnlichen Auffassung über die Notwendigkeit deutsch-christlicher Kulturmission in China wird kommen können.

Der Buchverlag der Hilfe, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg, gestattet sich, die nachfolgenden Anzeigen einiger bedeutender Verlagswerke einer geneigten Durchsicht zu empfehlen.

Deutsche Kolonial- wirtschaft. I. Band Südwest-Afrika

mit 24 ganzseitigen Doppeltondruck-
bildern einem dreifarbigem Deckelbild
von Windhuk und einer guten Karte
von Paul Rohrbach

fein gebunden M 10.—

fein gebunden M 10.—

Dem Urteil des auf südwestafrikanischen Boden gefallenen Hauptmann von Erdert: „**hervorragend, gründlich, sachlich und treffend**“ schließen sich inhaltlich alle Leser und Beurteiler des Werkes an

Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung Swakop-
mund: Jeder, der Südwestafrika, seine Vergangenheit, den Aufstand ungeschminkt, unentstellt kennen lernen will, der über unsere Aussichten unterrichtet sein will, der erfahren will, wie sich die Zukunft gestalten kann, wenn die richtigen Wege eingeschlagen werden, der lese dies Buch.

Militär-Wochenblatt: Das Werk entrollt ein vollendetes Bild der Kolonie, ihre Wirtschaftsformen und Aussichten, frei von aller und jeder Schönfärberei und andererseits in voller Anerkennung und lichtvollen Darstellung seines Wertes und der aus ihm sich ergebenden Entwicklungsmöglichkeiten.

Kolonie und Heimat: Rohrbach, der Gelegenheit hatte, das Land und seine Bewohner kennen zu lernen, entwirft in seinem Buch ein umfassendes und anschauliches Bild der wirtschaftlichen Grundlagen Südwestafrikas.

Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen entgegen

Buchverlag der „Hilfe“ G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Deutschland unter den Weltvölkern von Paul Rohrbach

Elegant gebunden M 5.50

Modern broschiert M 4.50

Hamburger Nachrichten, Hamburg: In faßlicher fesselnder Weise und in sachlicher Begründung durch statistisches Material, wo wirtschaftspolitische Fragen in Betracht kommen, werden hier die Hauptgesichtspunkte vorgeführt, die für die Beurteilung der weltpolitischen Probleme, besonders insoweit diese die deutschen Interessen berühren, maßgebend sind.

Jungliberale Blätter, Cöln a. Rh.: . . . Die vorliegende Arbeit dürfte von allen denen freudig und dankbar willkommen geheißsen werden, welche sich einmal in die oft recht verschlungenen Fäden dieses Teiles der großen Politik von einem Wissenden einführen lassen wollen.

Im Lande Jahwehs und Jesu

Wanderungen und Wandlungen von Hermon
bis zur Wüste Juda, von Paul Rohrbach

Elegant gebunden M 5.—

Modern broschiert M 4.—

Professor Kastan in den Preussischen Jahrbüchern, Berlin: . . . Ich habe das Rohrbach'sche Buch gelesen, in kurzer Frist, weil es mich, einmal angefangen, nicht wieder losließ.

Die Kirche, Heidelberg: . . . geistvoll geschildert: Der Gedankengehalt der Bibel wird durch landwirtschaftliche und geschichtliche Bilder reich illustriert und in ein neues Licht gerückt.

Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Neudeutsche Wirtschaftspolitik

von Fr. Naumann

Elegant gebunden M 5.—

Modern broschiert M 4.—

Inhalt: I. Das neue Wirtschaftsvolk. II. Die Materie in der Wirtschaft. III. Der Gütertausch. IV. Die Organisation der Arbeit. V. Der Staat im Wirtschaftsleben.

Hannoverscher Courier, Hannover: Ein neues Werk von N. ist allemal ein Ereignis, nicht nur für literarische und politische Feinschmecker, sondern für alle, die von lebhafterem politischen Interesse erfüllt sind. Und daß Väter wie N.s „Demokratie und Kaisertum“ in fünf Jahren vier Auflagen erleben konnten, darf als ein erfreuliches Zeichen dafür angesehen werden, daß die pessimistische Klage über das Schwinden politischen Interesses unter unseren Gebildeten doch nur relative, beschränkte Gültigkeit hat Aber er ist hier wie immer der scharfsinnige Ideologe, der die wirtschaftlichen Begebenheiten in anschaulicher und packender Weise zergliedert, der glänzende Stilist, der überzeugte Kämpfer, der gedankenvolle und gedankenfreundliche Anreger, der ebenso befruchtend wirkt auf die, die ihm folgen, wie auf die, die ihm widersprechen.

Literarische Neuigkeiten, Leipzig. Wer dem neuen Deutschland und seiner neuen Wirtschaft und Kultur bewußt dienen will, dem gibt dieses Buch die Waffen in die Hand. Königsberger Hartung'sche Zeitung: Das Buch ist für reife und kritische Köpfe zweifellos eine erwünschte und seltene Gabe. Minder gefesteten Persönlichkeiten kann es leicht gefährlich werden, da es durch seine eindringliche Sprechweise, durch eine reich zufließende Bildersprache und durch die Geschlossenheit der dargebotenen Anschauung gefangen nimmt, auch da, wo es nicht zu überzeugen vermag.

England und Deutschland

von G. von Schulze-Gaevernitz

fein kartoniert M 1.—

Berliner Tageblatt: Gerade jetzt, wo unsere Beziehungen zu England im Mittelpunkt des politischen Interesses stehen, muß ein zuverlässiger Mentor durch die verschlungenen Fäden politischer und wirtschaftlicher Bindemittel und Gegensätze sehr willkommen sein. Schulze-Gaevernitz hat einen großen Teil seiner Lebensarbeit der kritischen Erforschung des wirtschaftlichen, politischen und sozialen Lebens Englands gewidmet, und über die englische Gewerkschaftsbewegung ebenso wie über die englische Handelspolitik ausgezeichnete Werke verfaßt. Deshalb muß seinem Urteil über die wichtige Grundfrage: „Zwingen die Verhältnisse beider Länder zu einem Konflikt oder zu einem gegenseitigen Einvernehmen?“ auch ein besonderer Wert beigemessen werden.

Frankfurter Zeitung, Frankfurt a. M.: In knapp zusammenfassender Darstellung werden alle Gesichtspunkte, die politischen und besonders die wirtschaftspolitischen hervorgehoben, die für die Entwicklung unserer, vom Verfasser mit besonderem Optimismus beurteilten Beziehungen zu England entscheidend sind.

Internationaler Volkswirt: Das Buch verrät eine eingehende Kenntnis der einschlägigen Literatur und der politischen Ereignisse der letzten Jahrzehnte.

Freisinnige Zeitung Berlin: Wie man sich auch zu den Grundsätzen, von denen der Verfasser ausgeht, stellen möge, jedenfalls bietet das Werk jedem Leser Anregung.

Kleine Presse, Frankfurt a. M.: . . . Er befürwortet die freundliche Nachbarschaft der beiden kapitalkräftigen und volkreichen Nationen und gibt die Hoffnung nicht auf, daß England sich mit dem wirtschaftlichen und maritimen Aufschwung Neudeutschlands früher oder später versöhnen werde. Gerade nach den „Enthüllungen“, unterbreitet das Buch dem Leser wertvolles sachliches Material für sein Urteil.

Buchverlag der „Hilfe“ G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Patria

Bücher für Kultur und Freiheit, Band 9

Dauerhaft kartoniert M 3.— Vornehm gebunden M 4.—

Eine Sammlung von 16 ersten und feinen Aufsätzen aus vielen Gebieten von Kampf, Kunst und Leben, von denen besonders Naumanns Reichsmarinefahrt allseits mit großer Begeisterung aufgenommen wurde

Inhalts-Verzeichnis: Friedrich Naumann, Deutscher Geist (Vorwort). Friedrich Naumann, Von der Reichsmarinefahrt. R. Gaedke, Die englische Heeresreform. Georg Gothein, Die preussische Polenpolitik. Ernst Cahn, Die politische Bedeutung des Verhältniswahlsystems. Eduard Plazhoff-Lejeune, Zwei schweizerische Volksrechte: Referendum und Initiative. Marie Baum, Die Frau in der Gewerbeaufsicht. Paul Haag, Von der Walze. Wilhelm Bouffet, Das neue Testament und die vergleichende Religionswissenschaft. Erich Schlaikjer, Die Existenzbedingungen der modernen Bühne und der modernen Bühnenkunst. Paul Schubring, Das Ornament. Paul Ischorlich, Was ist moderne Musik. Ernst Jäch, Friedrich Nietzsche und David Friedrich Strauß. Alexander von Gleich-Rußwurm, Lenau und die Gegenwart. Hermann Hesse, Das Lied des Lebens (Novelle). Fritz Philippi, Der goldne Vogel (Eine Zucht-hausgeschichte).

Die Rhein- und Ruhrzeitung. Die wichtigsten Zeitfragen auf politischem, wissenschaftlichem und sozialem Gebiete finden hier in knappen, teilweise stilistisch meisterhaften Abhandlungen eine dem modernen Geiste gemäße Erörterung und Würdigung. Es erübrigt sich, hier auf einzelne Aufsätze einzugehen; die Namen der Verfasser bürgen schon für die Gediegenheit und Gedankenfülle des Inhalts.

Machener Allgemeine Zeitung: Die literarischen Darbietungen zeichnen sich sämtlich durch gediegenen Inhalt und flüssige Form aus.

Berliner Börsen-Courier. Der neue Band ist jeder Bücherei eine Zierde.

Patria

Bücher für Kultur und Freiheit, Band 10

Vornehm gebunden M 4.—

Inhalts-Verzeichnis:

Konrad Haufmann, Die Blockepisode. Paul Rohrbach, Um den stillen Ozean. Ernst Jäch, Friedrich List als Orient-Prophet. Friedrich Naumann, Staat und Kirche. Martin Rade, Religion und die exakte Naturwissenschaft. Julius Smend, Kirchenmusik. Theodor Heuß, Zur Aesthetik der Karikatur. Paul Schubring, Italienische Brunnen. Auguste Hauschner, Der Doktorschmaus (Novelle).

Wer die Patria kennt, stellt sie gewiß unter die besten Bücher, unter die, denen er am meisten verdankt. Die Patria interessiert jeden Gebildeten. Ihr gediegener Inhalt hat dauernden Wert.

Buchverlag der „Hilfe“, G. m. b. H., Berlin, Schöneberg

Patria

Faint, illegible text within a rectangular border, likely bleed-through from the reverse side of the page.

G. LOEHMANN
Buchhändler
F.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen

46S0 00 146 245 8



IX
c
3376

Rohebach
Deutsche
National-
Wirtschaft

01
X
8689